Wallfahrt durch's Leben.

1

10 G NB I/26

Wallfahrt durch's Leben

vom

Baseler Frieden bis zur Gegenwart.

Von einem

Sechsundsechsziger.

Erster Band.

Lindauersche Bibliothek.

Leipzig,
Hermann Costenoble.
1862.

Die Uebersetzung dieses Werkes in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Bayerische Staatsbibliothek München

Inhaltsverzeichniss.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Die Wallfahrt zur

Ruhe! — Wo findet der Mensch auf der Pilgerreise durch das Jammerthal des Erdenlebens Ruhe?

Nirgends!

Und die —

Hoffnung! — Wo sieht er sie?

Ueberall, wohin sein Auge blickt!

Will er's aber erhaschen das tröstende Bild, und glaubt er es erhascht zu haben, flugs entwindet es sich seiner Hand wie ein schlüpfriger Aal; war es doch nur ein Phantom, ein Nebelbild!

Dem Menschen auf langer Lebensbahn kann es nicht in den Sinn kommen von Ruhe zu sprechen, noch von Hoffnung; und thut er's dennoch, alter Gewohnheit folgend, was begeht er anders, als Selbsttäuschung, — Selbstbetrug!

Ruhe ist der Ausdruck für einen Begriff, der

in der Welt des Stoffs nicht vorhanden ist, und in der Welt des Seelenlebens auf nichts Wirklichem, nur auf Einbildung ruhet; und Hoffnung desselbigen Gleichen!

Und wird statt des Wortes Einbildung das Wort Glaube gesetzt, wird gesagt: Du sollst glauben an Ruhe, Du sollst glauben an Hoffnung, so unterwirft sich der, welcher diesem Gebote folgt, zufälligen Eindrücken, die, weil der Folgsame nicht denkt, Gedankenloses zeugen, das aller Einheit bar ist. Der Gedanke allein ist es, der Einheit schafft; wo er noch nicht durchgedrungen, wo er noch nicht zur Herrschaft gelangt ist, da allein erlaubt die Vernunft zu — glauben. Die Vernunft stört daher nie das Glauben, ohne etwas Besseres dafür zu geben, — Erkenntniß! Das Glauben aber, das herrschen will, stört den Gedanken, um das Schlechteste im Menschen, Verzicht auf Einsicht in den Menschen hervorzubringen.

Erkenntniß aber ist's — nicht zu glauben weder an Ruhe, noch an Hoffnung!

Auf diesem Standpunkte ist der Wallfahrer, nachdem er die Leiden und Freuden eines beinahe fünfzigjährigen Lebens getragen und genossen, angelangt, da er es unternimmt, die Erinnerungen seiner Pilgerreise niederzuschreiben, theils nach

Anleitung geführter Tagebücher, eigener sowol als väterlicher, theils auf Grund aufbewahrter Briefe und eines treuen Gedächtnisses, das nicht täuschet. Möge diese Denkblätter dereinst lesen, wer da will, er kann sicher sein, neunundneunzig Hunderttheile Wahrheit und nur ein Hunderttheil Dichtung zu lesen, letztere der Form wegen!

Der Pilger schrieb's am 3. Mai 1844.

Das Wupper- und das Volmethal.

Die Heimath der Vorfahren des Pilgers, Mitte des 18. Jahrhunderts.

Seit Beginn der Dampfschifffahrt auf dem Rheine sind Millionen Menschen auf diesem deutschen Wein- nicht Rainstrome thalauf, thalab gefahren. Aber von den Thalabfahrenden hat, — wenn den Trachytdomen der Siebenberge und zuletzt den Burgtrümmern des Godesberges, diesen romantischen Ecksäulen an der Ausgangspforte des schönsten Thalgeländes auf deutscher Erde ein letztes Lebewohl gebracht, wenn die schöne Stadt begrüßt worden, wo einst fast ein Jahrtausend lang ein chürender Fürst Hof hielt, der zugleich des heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation Erzkanzler durch Italien war, der bei der Wahl eines deutschen Königs die zweite Stimme, und

der, wenn dieser König zu Aachen oder sonstwo im Bereich des Cölnschen Erzstifts gekrönt wurde, das Recht hatte, diese Krönung allein zu vollziehen, jetzt ein Sitz der Musen am Unterrhein, wie Heidelberg am Mittel- und Basel am Oberrhein, von dem aus Aufklärung und Geistesbildung strahlt nach allen Welt-, nach allen Himmelsgegenden; und wenn endlich man sich den Segen erfleht hat von der heiligen Stadt, die gläubig wähnt, innerhalb der Räume ihres Prachtdoms deutscher Baukunst die drei Könige aus Morgenland als Mumien zu besitzen, die nach Beitlahm gewallfahrtet kamen, das neugeborne Kindlein anzubeten; jetzt wieder ein Stolz des Gottes Mercurius, wie zur Zeit, als Agrippina, Claudius' schöne Gemahlin, diese Colonie anlegte, und ein Emporium von Handel und Wandel, wie „Kelle" des Mittelalters es war, — von den Thalabfahrenden hat, sagen wir, abwärts Cöln kaum Einer die Mündung eines Flüßchens bemerkt, welches von der rechten Seite in den Rheinstrom sich ergießt. Denn dieser Ausfluß, an sich schmal, ist verwachsen mit Weidengebüsch und schwer zu erkennen; also war's in einer Zeit wenigstens, die fast ein halb Jahrhundert hinter der Gegenwart liegt. Und ist's damit auch anders

worden, schwerlich wird der Führer des Schiffs den Reisenden merksam machen auf die Mündung eines Zuflusses, der im Verhältniß zum mächtigen Strom ein so winzig kleiner ist. Ist er, der Führer, doch nur berufen, den Einnehmer der Gesellschaft zu machen, die ihn an Bord gestellt, und etwa auf Ordnung zu sehen, wenn's hier oder da an Etwas fehlt, nicht ist er der Cicerone des Reisenden, der seinen Wegweiser in der Hand haben soll, den Murray und sein Redbook oder den Bädeker, den deutschen Nachtreter, der überflüssig war, da die Deutschen einen Passagier auf Reisen seit undenklichen Zeiten an ihrem Reichardt hatten. Aber weder Reichardt, noch Murray's, noch Bädeker's Rothbuch sagen auf der Rheinfahrt: —

Sieh da, hier mündet das Flüßchen, welches ein, das Grauwacken- und Schiefergebirg durchfurchendes Thal bewässert, das zu den merkwürdigsten Thälern des deutschen Bodens gehört, wenn es nicht das merkwürdigste ist! Dort weiter rechts gegen die Himmelsgegend, die halb Morgen, halb Mitternacht ist, siehest Du die Oeffnung einer Schlucht, durch die das Flüßchen sich hindurchwindet aus den Bergen, in deren Schooße seine lustigen Wellen den Takt geschlagen zu einem Leben und Weben, wie selten, zur breiten und

langen Ebene, deren Mitte der Strom, auf dessen nassen Rücken wir uns eben fortbewegen; noch weiter rechts beugt sich die Schlucht plötzlich gegen Mitternacht, einen Schlund bildend im Schiefergebirg voll Ecken, Kanten und Zacken, die das Flüßchen und sein Wasser in fröhlicher Lust umgaukelt und umschaukelt; und am Ende dieses Schlundes, der die Rücken des Gebirgs quer durchbricht, wendet sich das Flüßchen abermals, und zwar gen Morgen, ein kurzes, aber breites Längsthal in gleichmäßiger Ruhe und sanften Laufs bewässernd. Dieser Theil des Thals ist es, den ich, sagt Reichardt, den wir, sagen Reichardt's Nachfolger, das merkwürdigste unter allen Thälern nannten, die Deutschlands Boden durchfurchen. Merkwürdig, nicht seiner Naturformen halber, welche die gewöhnlichen der Längsthäler des Schiefergebirges sind, flachgeböschte Abhänge der Bergeinfassung, platte oder sanftwellige Formen des Scheitelrückens; wol aber im höchsten Grade merkwürdig durch die Betriebsamkeit des Menschen, der hier angesiedelt ist, und seit drittehalb Jahrhunderten in allmäligem Steigen die größte Werkstatt angelegt hat, welche für die Verarbeitung und höhere Verwerthung roher Naturproducte in Germaniens Gauen es giebt; merk-

würdig aber auch durch den frommen Sinn, der die Arbeiter in dieser Werkstatt von jeher ausgezeichnet hat.

Wie heißt nun aber dieses denkwürdige Thal, wo Frömmigkeit den Fleiß gesegnet, die echte Frömmigkeit, die das Herz beherrscht, in allen Handlungen zu Tage tritt, ohne Redens zu machen von sich und der Liebe, die sie eingegeben; — nicht die falsche Frömmigkeit, die Frömmelei, welche des Pharisäers Lippen plärren, demuthvoll das Auge senkend, dann es kunstgerecht drehend und wendend und verdrehend nach oben zum Firmament, als säße gerade da und nur da der Herrgott, der Vater und der Sohn und noch ein Drittes, auf seinem Thron!

Wie heißt also das Thal, in welchem frommer Sinn und Segen der Arbeit Hand in Hand gegangen und Eins geworden sind? Oder doch Eins gewesen sind!

Und Reichardt und Reichardt's Nachfolger erwidern Dir, o, Frager, ein einzig Wort, und das Wort ist:

W u p p e r t h a l!

In diesem, gleichlaufend mit den Bergketten des Schiefergebirgs von Morgen gegen Abend streichenden, Längsthale des Wupperflusses sah es

vor hundert Jahren ganz anders aus, als heute. Am Anfang desselben, wo das Flüßchen aus einem obern Querthal hervortritt, lag eine kleine, fleckenartige Ortschaft, welche Beyenburg heißt; am Ende aber, wo das Längsthal in das früher erwähnte untere Querthal übergeht, ein größerer und sehr volkreicher Wohnplatz, welcher im Jahre 1610 Stadtfreiheiten erhalten hatte. Dieser Wohnplatz heißt Elberfeld. Er hatte zwar das Ansehen einer Stadt, aber man sah es ihm doch an, daß er aus verschiedenen Häusergruppen entstanden, die auch ihre eigenen Namen führten, wie es selbst heut' zu Tage noch der Fall ist, — eine der größeren Gruppen z. B. heißt das Ysland, — und die durch zwischen gebaute Häuser zu einem größeren Ganzen vereinigt worden waren. Dieser im Thale liegende Complexus von Häusergruppen und Häusern bildete damals die Stadt Elberfeld, in der es drei Kirchen gab, die eine für die Reformirten, welche die große Mehrzahl der Einwohner bildeten, die andere für die nur aus einigen tausend Personen bestehende lutherische Gemeinde, welche Kirche im Jahre 1752 erbaut wurde, und die dritte für die Katholiken, deren Gemeinde die kleinste war. Aber zu beiden Seiten des Thalbodens gab es auf den Berghängen über

der Stadt eine Menge vereinzelt liegender kleiner Ansiedelungen oder Höfe, davon jeder seinen Eigennamen hatte, wie noch heute. Diejenigen dieser Ansiedelungen, welche einander am meisten benachbart waren, bildeten eine Honschaft, Hundertschaft; die verschiedenen Honschaften aber das Amt Elberfeld, das seine eigene, von der Stadtbehörde unabhängige Verwaltung in der Person eines landesherrlich bestellten Richters hatte. In kirchlicher Beziehung gehörten die Honschaften des Amts zu den Kirchengemeinden der Stadt, je nach der Confession der Besitzer der einzelnen Höfe oder Berghäuser, zur reformirten oder lutherischen Kirche, wobei wiederum die Reformirten die überwiegende Mehrheit bildeten. Katholiken gab es in den Honschaften nicht. Die Familien, im Besitz dieser vereinzelt liegenden Ansiedelungen, führten den Namen der Ansiedelung, keinen andern. Der Hof vererbte von Sohn zu Sohn. Starb eine Familie im männlichen Stamme aus, so nahm der Ehemann der Erbtochter den Namen des Hofes an.

Zwischen Beyenburg und Elberfeld gab es im Wupperthale selbst vier Honschaften: Rittershausen, Wichlinghausen, Ober- und Unterbarmen. Sie erstreckten sich auch über das Thal hinaus

auf die kleinen, zerstreuten Höfe der Berghänge zu beiden Seiten des Thals, während die beiden zuerst genannten seit uralten Zeiten im Thale selbst geschlossene Häusergruppen, einige der Häuser in der Honschaft Oberbarmen, welche den Namen Gemark führten, aber erst im Lauf des 18. Jahrhunderts zu einer größern Gruppe sich ausgebildet hatten, die nach und nach ein städtisches Ansehen zu gewinnen schien. Die Gesammtheit dieser Honschaften machte das Amt Barmen aus, welches eine einzige reformirte Gemeinde bildete, die in Wichlinghausen ihre Kirche hatte.

Ackerbau war ursprünglich die Hauptbeschäftigung der Bewohner des Wupperthals gewesen, und Spinnerei und Weberei selbstgebauten Flachses nur als Nebengewerbe zur Deckung des eigenen Bedarfs getrieben worden; allein seit dem Ausgange des 16. Jahrhunderts kehrte sich die Sache um; von da an wurde die Spinnerei und Leinweberei die Hauptsache, zu der sich bald die Herstellung von halbwollenen Stoffen gesellte, die Bleicherei, die Färberei, Druckerei, und andere Zweige des technischen Gewerbfleißes mehr.

Auf einem jener, zur reformirten Kirchengemeinde Elberfeld gehörenden Berghöfe haben die väterlichen Vorfahren des Pilgers gelebt: Ackers-

leute und Weber, dann Leinweber und Anbauer des beschränkten Bodenraums; doch nicht als Ursassen, sondern als Eingewanderte aus dem Obergergschen, Amts Blankenberg (jetzt Sieg-Kreis des Regierungsbezirks Cöln). Ein nachgeborener Sohn des Hofbesitzers war aber sehr jung im letzten Viertel des 17. Jahrhunderts in die Stadt gezogen, dort ein Handwerk zu lernen und zu treiben, das Handwerk, bei dem Scheere und Nadel die Herrschaft führen. Der Schneidermeister hatte einen einzigen Sohn, der des Vaters Handwerk und dessen Werkstatt fortführte, wegen seiner schönen Simme aber auch zum Cantor oder Vorsänger der reformirten Gemeinde berufen wurde. Der Schneider und Cantor nahm eine sittsame Jungfrau aus der Gemeinde zum Ehegespons, er dreißig, sie erst achtzehn Jahre alt. Es war im Jahre 1706. Der Pilger hat seine Großmutter persönlich nicht gekannt, wol aber aus ihren Briefen, die sie ihrem Sohne schrieb, und die alle neben einer vollendeten Frömmigkeit des Gemüths eine Klarheit des Geistes athmeten, wie sie bei Menschen, und namentlich Frauen, die das achtzigste Lebensjahr überschritten haben, selten gefunden wird. Ihrem Gatten gebar sie eine Tochter, und einen Sohn, diesen im Jahre

1755, dann starb der Gatte plötzlich das Jahr darauf. Die junge Wittwe hatte viele Bewerber zur Eingehung einer zweiten Ehe, allein sie wies jeden Antrag ab, hatte sie den verstorbenen Gatten doch zu sehr geliebt! Und nicht entschließen konnte sie sich, die Erziehung seiner und ihrer Kinder mit einem Stiefvater zu theilen. Ein kleines Vermögen, das ihr hinterblieben, und ein Erbtheil, welches nach dem Tode ihrer Eltern auf sie übergegangen war, gewährten ihr die Mittel, den beiden Kindern eine gute Erziehung geben zu lassen, wo die eigenen Erziehmittel nicht mehr ausreichten, insonderheit dem Sohne, bei dem, als er in das Lebensalter getreten, wo der Geist sich zu entwickeln anfängt, der Rathgeber der Wittwe, der erste Prediger an der reformirten Kirche, Anlagen bemerkte, die in einem andern, größern Wirkungskreise verwendet werden könnten, als in der beschränkten Werkstatt des verstorbenen Vaters.

Damals gab es schon in Elberfeld und auf der Gemark, im Amte Barmen, mehrere bedeutende Handlungshäuser, welche die Erzeugnisse des Wupperthaler-Gewerbfleißes in aller Welt verbreiteten. Der Ehrgeiz der Schneider- und Cantorwittwe erwachte. Sie wollte den Sohn Theil nehmen sehen an den Ehren eines Standes,

der im Wupperthale als erster in so großem Ansehen, in so hoher Achtung stand! In der reformirten Schule hatte er doch die schönste Handschrift erworben und war von allen Mitschülern der beste Rechner geworden. Bedurfte es mehr, um auf einem Comptoir eine glänzende Laufbahn zu betreten? Der rathgebende Geistliche war einverstanden; der junge Mensch kam als Lehrling auf ein Comptoir in Elberfeld, dann aber, nach überstandener Lehrzeit, als deutscher Correspondent und Buchführer in das Haus Wichelhausen, das, auf der Gemark errichtet, einen ausgebreiteten Handel betrieb. Die Natur hatte aber auch den Sohn des Vaters mit einer klangreichen Stimme, Tenor, und mit musikalischem Talent begabt. Es war vom Schulmeister der reformirten Kirche und vom Prediger frühzeitig bemerkt worden. Auf ihre Veranlassung hatte er das Orgelspiel erlernt. Als Handlungslehrling hatte er den Organisten und den Vorsänger oft vertreten; der Handlungsdiener that es nicht weniger oft. Jeden Sonntag früh wanderte er von der Gemark eine Stunde weit in die reformirte Kirche zu Elberfeld und übernahm dort, wenn es erforderlich war, jene musikalischen Verrichtungen beim Gottesdienst.

Mochte ihm schon in der reformirten Schule

zu Elberfeld der Sinn für Volkserziehung und Pädagogik aufgegangen, und dieser durch den beständigen Verkehr mit seinem frühern Lehrer genährt worden sein, genug, die beschränkten Beschäftigungen eines Handlungsdieners sagten ihm nicht länger zu. Durch die Verbindungen des Hauses Wichelhausen mit anderen Handelshäusern in Hagen war er in dieser Stadt der Grafschaft Mark durch öftere Anwesenheit in Geschäften seines Hauses bekannt geworden. Er hatte sich daselbst Freunde erworben, nicht allein unter dem Handelsstande, sondern auch unter den Geistlichen der Stadt und der benachbarten Kirchspiele, welche, mochten sie lutherisch oder reformirt sein, in großer Einigkeit zu Besprechungen über die Angelegenheiten der Kirche in Hagen sich zu versammeln pflegten. Diese Männer, vor allen der reformirte Prediger zu Hagen, hatten an dem jungen Handlungsdiener die Neigung zum Lehrstande bemerkt. Mit dem Volksunterricht sah es damals in der Grafschaft Mark sehr traurig aus. Er war invaliden Unteroffizieren anvertraut, die König Friedrich II. den Gemeinden aufbürdete, um der Versorgung von Männern enthoben zu sein, welche für ihn und sein Hausinteresse im siebenjährigen Kriege Leib und Leben gewagt hat-

ten, und nun, altersschwach und zum Theil verkrüppelt, ihren Lebensunterhalt nicht mehr durch Handarbeit erwerben konnten, zum Unterricht der — Lümmelkinder des — dummen Bauernvolks aber noch tüchtig schienen, um sie den Katechismus und das Gesangbuch lesen zu lehren. Auf's Schreiben und Rechnen kam es nicht an; verstanden diese Schulmeister es doch selber nicht, desto besser aber den alten Corporalstock zu schwingen, mit dem der Schuljugend die — Liebe zum Könige, in dessen Person das Vaterland verkörpert war, eingefuchtelt wurde.

Es war eine gräuliche Wirthschaft! Die fortgeschrittenen, humaneren Anschauungen der heutigen Welt halten es für unmöglich, daß so Etwas vorhanden gewesen, namentlich unter einem Könige, der den stolzen Namen des Einzigen und des Philosophen von Sanssouci führt! Im Herzogthum Berg, unter kurpfälzischer Regierung, sah es um den Volksunterricht ganz anders aus; da gab es schon ordentliche Schulmeister, die für ihren Beruf ausgebildet worden waren.

Der Handlungsdiener des Hauses Wichelhausen war wieder einmal in Geschäften seines Prinzipals in Hagen. Da wurde er vom reformirten Prediger, nachdem ihm derselbe mitgetheilt, daß

der Schulmeister in der zum reformirten Kirchspiel gehörenden Bauerschaft Eilpe mit Tode abgegangen, gefragt, ob er geneigt sei, seinem Hange zum Volksunterricht nunmehro Folge zu geben? Er, der Prediger, werde bei der Regierung in Cleve es schon durchzusetzen wissen, daß diesmal nicht wieder ein alter, ausgedienter Corporalstock geschickt werde, die Schulkinder zu mißhandeln, statt sie zu ordentlichen Menschen zu erziehen und mit den ersten Elementen alles Wissens bekannt zu machen. Derjunge Handlungsdiener entschied sich sogleich. Trotz aller Widerrede seiner Mutter und aller Aussichten, die ihm von seinem Prinzipale auf der kaufmännischen Laufbahn eröffnet wurden, folgte er dem Drange seiner pädagogischen Neigung: er wurde reformirter Schulmeister in Eilpe! Es war im Jahre 1774.

Das Volmethal.

Eilpe liegt in dem engen Thale der Volme, welche, nachdem sie durch Hagen geflossen, einer Bauerschaft, die unter der Regierung des zweiten Königs in Preußen zu einer Stadt erhoben wurde, in dem weiter und breiter gewordenen Thale mit der Ennepe vereinigt, bei Herdicke in die Ruhr fließt. Die Ruhr ist bekannt-

lich der vorletzte der größeren Zuflüsse, welche der Rheinstrom auf seinem rechten Ufer mit sich vermählt; ihr Gebiet übertrifft das Flußgebiet der Wupper um's Dreifache und steht dem des Neckars wenig nach. Vom Ruhrthale läßt's sich sagen, daß es von oberhalb Meschede, im ehemaligen kurcölnischen Herzogthum Westfalen, bis Ruhrort, wo des Flusses Erguß in den Rhein ist, ein großes Längsthal ist, was nur da, wo andere Gesteinschichten das allgemeine Schiefergebirge unterbrechen, den Charakter kurz abgebrochener Querthäler von geringer Ausdehnung annimmt. Alle Nebenthäler der Ruhr sind, mit Ausnahme der Möhne auf der rechten Seite, linksseitig und durchaus Querthäler, welche die Bergketten, die Bergrücken und Bergebenen des Grauwacken- und Schiefergebirgs senkrecht durchbrechen und dadurch jene Mannichfaltigkeit der Formen annehmen, welche die Romantik der Landschaften bildet: den Wechsel der Felsenecken, der Thalwindungen, das Stürzen und Schäumen des Wassers über Klippenbänke und gleich darauf sein sanftes Thalfließen in wenig geneigtem Flußbette, das wie gepflastert ist mit Rollsteinen und Geröllagern.

Wie schön ist's hier! ruft der Tourist, der in einem größern Gebirge ein Querthal betritt.

Welche Wunder hat Gott geschaffen! fügt die sentimentale, empfindsame Touristin hinzu.

O, über die Stupiden! Gott wirkt in der Natur nicht mit Wundern, sondern mit einfachen Kräften nach ewig unwandelbaren Gesetzen, an denen der nichts Wunderbares finden kann, der bestrebt gewesen, jene Kräfte zu erforschen, diesen Gesetzen auf den Grund zu gehen. Wann wird die Zeit kommen, wo die Kenntniß von der Erdgestaltung, wenn auch nur in ihren Grundzügen, in die Schule dringt? Wird für das zahllose Heer von Lustreisenden, welches jeden Sommer ein nahes oder fernes Bergland überschwemmt, der Genuß nicht doppelt, nicht vielfach größer sein, wenn diese Leute sich Rechenschaft geben können von den Ursachen der Erscheinungen, die sie jetzt durch ein dummglotzendes Auge auf ein rohes, ungebildetes Gefühl wirken lassen?

Unter den Nebenthälern des Ruhrthals ist das Volmethal eins der anziehendsten durch die landschaftlichen Bilder, die es auf seinem Zuge quer durch's Gebirg von Stufe zu Stufe entfaltet. Die schmale Thalsohle ist eine stark geneigte Ebene, daher das Gefälle des wasserreichen Flusses bedeutend, stellenweise rauschend und brausend zwischen natürlichen Wiesen, wo Fluß und Weg Raum

gelassen; die Thalhänge sind hoch, an scharfen Ecken der Windungen felsig, überall jäh, mit Laubwald bekränzt. Auf der Höhe der Thalhänge hat der Ackerbau seinen Sitz auf fruchtbarem Boden, den das verwitternde Thonschiefergebirg erzeugt. Aber auch der Bergmann hatte sich stellenweise des Erdreichs bemächtigt, seine Mineralschätze an Eisenstein zu heben und an die Oberfläche zu fördern, die unten, im obern Theile des Thales, verschmolzen wurden in Hochöfen, deren Maschinenwerk von der Wasserkraft der Volme bewegt wurde. Weiter unten im Thal schmiedeten, unter Benutzung derselben Kraft, eine Menge Eisenhütten Messer, Spaten, Hacken, Scheeren, auch blanke Waffen, und dies war insonderheit im Bereich der Bauerschaft Eilpe der Fall, wo auch eine berühmte Papiermühle in Betrieb stand, die von David Vorster, in der Stennert, wo Schreibpapier nach holländischer Weise, besonders eine vortreffliche Sorte, „Pro Patria" genannt, verfertigt wurde. Der Wallfahrer hat lange, lange Jahre nach Ableben seines Vaters noch auf diesem Papiere geschrieben, welches aus dem Nachlaß desselben auf ihn übergegangen war; denn David Vorster hatte bis zu seinem Tode die Gewohnheit, seinem alten Freunde, auch nach Münster hin

den benöthigten Vorrath an Papier, und weit darüber hinaus, alljährlich zu überschicken.

Der Mittelpunkt der Bauerschaft Eilpe liegt im Thale; die Thalhäuser scharen sich um die Stennert, eben jene Papierfabrik. Dort lag auch das Schulhaus, wo nun der ehemalige Gemarker Comptorist, Johann Isaac seines Vornamens, den Einzug hielt, die Eilper Jugend zu unterrichten und zu guten Menschen und tüchtigen Unterthanen des Königs zu erziehen, mit der Biblia sacra alten und neuen Testaments in der Hand, die an die Stelle des Friedericianischen Fuchtelstocks des Vorgängers getreten war.

Wie in den Gebirgsgegenden des Herzogthums Berg jeder der vereinzelt liegenden Höfe, die eine Honschaft bilden, seinen eigenen Namen führt, so auch in den Berggegenden der Grafschaft Mark, die in ihrem südlichsten Theile, wo das Schiefergebirge am höchsten ansteigt, das Sauerland genannt werden. In der Rheinebene des Bergischen Landes und in dem nördlichen ebenen Theile der Mark, auf dem rechten Ufer der Ruhr nach der Lippe zu, auf dem sogenannten Hellwege, giebt es mehr oder minder geschlossene Dörfer.

Die Besitzer jener markanischen Höfe haben von jeher als eine Hauptstütze ihrer Fürsten aus dem

Hause Hohenzollern gegolten. Nicht blos an ihre Truhen, die Fleiß und Sparsamkeit gefüllt, sind sie getreten, wenn es galt, der Noth dieser Fürsten ein Ende zu machen, auch die Fäuste und die ganzen Leiber sind hingegeben worden, sobald es hieß, der Kurfürst, oder später der König, will es so, ist er doch in Gefahr! Und sie haben es nicht als eine Pflicht gethan, sondern als ein Recht betrachtet, das zu üben es nur des Rufs des Fürsten bedürfe. Oft erzählte die Mutter des Wallfahrers, daß, als König Friedrich II. während der schwierigsten Zeiten des siebenjährigen Kriegs nicht mehr gewußt, woher er noch ferneres Kanonenfutter hernehmen solle, und er endlich auf den Einfall gekommen, seine großen, kräftigen und stämmigen Markaner zu holen, das Volk, Bauer und Hüttenmann, gemurrt, da die abgeschickten Häscher, Offiziere und Unteroffiziere, Sonntags die Kirchen während des Gottesdienstes verschlossen und nach Beendigung desselben alle Männer fortgeschleppt hätten, die die Muskete zu tragen im Stande geschienen. „Dieser Gewaltmaßregel bedurfte es nicht," fügte die gute Mutter in ihrem specifisch schwarzweißen Patriotismus hinzu, „unsere Brüder und Väter wären freiwillig gegangen, es hätte nur einer Ansage bedurft!" Auch der Mutter

eigener Vater war unter den Gepreßten in der reformirten Kirche zu Hagen. Ohne Abschied von Frau und Kindern wurde er in die blaue Zwangsjacke gesteckt und auf die Schlachtfelder des Königs geschleppt, der ihn nach dem Hubertsburger Frieden, ohne einmal „Schön Dank" zu sagen, ziehen ließ auf seinen Hof in Eilpe, wo er zwar mit heiler Haut wieder anlangte, doch ohne Zähne, die er beim Abbeißen der Patronen eingebüßt in den Feldschlachten, die Prinz Heinrich geschlagen. „Und die Mutter und wir Kinder alle jubelten, als der Vater heimkehrte, hatte er doch für den König gefochten!" So pflegte des Pilgers Mutter ihre Erzählungen von den Feldzügen und Kriegsthaten des Großvaters zu schließen.

Ist ein Patriotismus wie dieser nicht rührend, weil er so kindlich ist?

Der Hof in der Bauerschaft Eilpe, welcher des Gepreßten Eigenthum war, heißt Zu Störing. Er ist einer der ansehnlichsten Bauergüter des Kirchspiels Hagen, und bis auf den heutigen Tag im Mannsstamme der nämlichen Familie vererbt worden.

Maria Elisabeth, eine Tochter dieses Hofes, ein kleines Kind, als ihr Vater in den Krieg zog, wurde Johann Isaac's, des jungen Schulregenten

von Eilpe, Gattin im Jahre 1776. Sie genas im folgenden Jahre eines Knäbleins, der in der Taufe den Namen des Vaters erhielt, aber frühzeitig gestorben ist. Weil sich Johann Isaac als tüchtiger Schulmann bewährte, wurde er im Jahre 1777 an die erledigte Lehrstelle bei der reformirten Stadtschule zu Hagen und in die Cantor- und Organistenstelle an der Kirche versetzt. Die Aufsichtsbehörde des Kirchen- und Schulwesens, vertreten durch die Cleve-Märkische Regierung zu Cleve, war auf den strebsamen Schulmann aufmerksam geworden; sie versetzte ihn im Jahre 1780 nach Xanten, im Herzogthum Cleve, auf die besser dotirte Schul- und Organistenstelle der dortigen reformirten Gemeinde, und bestätigte drei Jahre später seine Berufung in das erledigte Waisenmeisteramt des reformirten Waisenhauses in der Hauptstadt Cleve, mit dem die reformirte Schule und zugleich der Organistendienst verbunden war. Magistrat und reformirtes Presbyterium hatten ihn einhellig gewählt; zwei Mal war die Vokation von ihm abgelehnt worden; zum dritten Mal ging's nicht; — am 3. Juni 1783 trat er zu Cleve in — Function!

Cleve.

Die Geburtsstätte, die Wiege.

Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts.

Wo in der Ebene des Rheins, kurz bevor der Strom die Spitze seiner Gabelung erreicht, der Erdboden auf der linken Seite des zu gewaltiger Breite angeschwollenen Rinnsals den letzten Versuch macht, die wagerechte Fläche, innerhalb deren der Rhein seit seinem Austritt aus der Gebirgspforte des Drachenfels und des Godesbergs geflossen ist, zu unterbrechen und zu Höhen und Hügeln emporzuschwellen, die mit ihren anmuthigen Schwingungen snd Wellenlinien das Auge ergötzen, da hat der Wallfahrer das Licht der Welt erblickt, — da hat seine Wiege gestanden im Thale am Fuße der Schwanenburg, erbaut auf den Grundmauern eines Römercastells, wie

eine alte Inschrift im großen Saale dieses Schlosses besagte, vermöge deren Cajus Julius Dictator im Jahre 698 nach Erbauung Roms, nachdem er sich diese Länder der Barbaren unterwürfig gemacht, das Castell auf dem Scheitel der Höhe angelegt, von derer Abhang, Clivia, die Stadt, auf dem Abhang und am Fuße liegend ihren Namen erhalten hat, — Cleve.

Des Wallfahrers Geburt fällt in eine Zeit, da Germania ihr Antlitz mit Trauerflor umhüllt hatte.

Es war die Zeit des Baseler Friedens!

Jenes Friedensschlusses, der das vollendete, wozu in den Tagen der Kirchenverbesserung der Grund gelegt wurde, was der Friede von Münster und Osnabrück weiter anbahnte, was der Hubertsburger Vergleich zwischen Maria Theresia und Friedrich mehr und mehr gefestigt hatte, — des Deutschen Reiches Spaltung in Süd und Nord. Und damit war dem Reich der Todesstoß gegeben.

Jeder Mensch mit gesunden Sinnen und ohne Vorurtheil weiß es, daß nach dem Tode des zweiten Königs in Preußen, der noch festhielt als Vasall des Kaisers an Deutschlands Reichsverfassung in deutscher Treue, mit der Thronbe-

steigung des dritten der Kampf der Hohenzollern beginnt mit den Habsburg-Lotharingern um die Obermacht in Deutschland, ein Kampf, der dem deutschen Reich und der Machtstellung dieses Reichs den Garaus machen sollte durch den vierten preußischen König im Baseler Frieden, 5. April 1795!

Drei Jahre vorher hatte man ein großes Volk verspottet und gehöhnt, beschimpft und bedroht mit allen Strafen der Zeitlichkeit und Ewigkeit, weil es seiner selbst sich bewußt geworden war und die Fesseln unleidlicher Fürsten-Tyrannei gebrochen hatte; nun schloß man Frieden mit den Vertretern von Grundsätzen, gegen die man in den Krieg gezogen war, sie im Hirn der Menschen zu vertilgen mit Feuer und Schwert.

Welche Gegensätze, welche Widersprüche!

Wol konnte man in jener Epoche nichts Anderes erwarten, zu einer Zeit, wo das Oberhaupt selber die Gesetze der Sittlichkeit maßlos überschritt! Waren doch die frivolen Künste mehr an der Tagesordnung, als die Künste, durch welche nicht allein das schön-erhabene, sondern auch das rein-sittliche Regiment stets in Ehren erhalten wird. Und was kann es überhaupt Schöneres, Besseres, Edleres geben, als wenn der Regent, stets sein Volk im

Auge, in seiner Krone auch den Diamant der Tugend wahrt!

Freiherr von Hardenberg versprach durch geheime Artikel des Baseler Vertrags im Namen jenes Oberhaupts, das sein Herr und Gebieter war, alle auf dem linken Rheinufer belegenen Länder desselben beim künftigen Reichsfrieden an die Französische Republik abzutreten, wogegen diese ihre guten Dienste und all' ihren Einfluß zusicherte, daß bei der künftigen Ordnung der deutschen Angelegenheiten eine angemessene Entschädigung an Land und Leuten durch die, schon damals in geheimer Weise zur Verweltlichung bestimmten geistlichen Länder auf dem rechten Rheinufer gewährt werden solle. Hardenberg willigte auch in das Verlangen Bärthelemy's, des Vertreters der Republik, daß jene Länder des linken Rheinufers von den französischen Waffen, die schon 1794 unter Pichegru eingedrungen waren, besetzt bleiben sollten.

So wurden durch den Baseler Frieden nicht blos thatsächlich, sondern auch staats- und völkerrechtlich die deutschen Reichslande Cleve und Mörs, und das nicht zum Reich gehörige preußische Gelderland ein Bestandtheil von Frankreich, wenn gleich die Regierungsbehörden des ehema-

ligen Landesherrn bis zum Lüneviller Frieden bestehen blieben, kraft dessen auch Kaiser und Reich zu jener Abtretung ihre Einwilligung zu geben gezwungen waren: völkerrechtlich, weil auch die geheimen Artikel eines Staatsvertrags dieselbe wirkende Bedeutung haben, als die offenkundigen; thatsächlich, da von nun an Frankreich seine Gewalt und Herrschaft durch militairische Besatzung kund that.

Der Wallfahrer kann daher von sich sagen, daß er, wenn auch deutscher Abstammung, im völkerrechtlichen und staatsrechtlichen Sinne ein geborner Franzos und ein geborner Republikaner ist; denn Cleve war, als er in die Welt trat, ein Bestandtheil von Frankreich, und Frankreich hatte republikanische Verfassung; der Zunge nach ist er ein Eingeborner von drei Sprachgebieten: zunächst des Gebiets der „nederdeutschen Taal," die die Landessprache des Herzogthums Cleve auf linkem Ufer des Rheinstroms war, dann aber auch der hochdeutschen und der französischen Sprache, welche beide in den meisten der gebildeten Familien Cleve's, letztere aber besonders in der reformirten Gemeinde eben so oft und gern gesprochen wurde, als die niederdeutsche Muttersprache.

Als Friedrich Wilhelm II. von Preußen jene theils im 17. Jahrhundert durch Erbschaft an sein Haus gefallenen, theils durch den Utrechter Frieden erworbenen Länder an Frankreich abtrat, bestanden in der Stadt Cleve an obersten Landesbehörden: — Die Regierung über das Herzogthum Cleve und die Grafschaft Mark, und die Kriegs- und Domainen-Kammer für dieselben Landestheile, so wie für das Fürstenthum Mörs.

Die Regierung war das höchste Gerichts-Collegium, an welches in allen bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten die Berufung von allen übrigen Gerichten der beiden genannten Provinzen ging und urtheilte in peinlichen Fällen. Zum Geschäftskreise dieser Behörde gehörten auch alle Gränz-, Hoheits- und Lehnssachen, und sie war die verwaltende und entscheidende Behörde für das Kirchen- und Schulwesen. Statt der ehemaligen Richter in den Aemtern hatte Friedrich II. im Jahre 1753 vier Landgerichte zu Cleve, Xanten, Wesel und Dinslaken errichtet, an welche die Unterthanen der nächstgelegenen Aemter in allen Civil- und Criminalsachen gewiesen worden waren, doch blieben damals die königlichen Rechtsämter zu Duisburg, Schermbeck, Rees, Emmerich, Sevenaer und Huissen, so wie die Richterstellen der

adeligen Gerichtsbarkeiten in ihrer vorigen Verfassung. Die Städte hatten ihre Magistrate.

Die Cleve-, Mörs- und Markanische Kriegs- und Domainen-Kammer war die oberste Verwaltungsbehörde, die alle ökonomischen, Forst- und Jagd-, die Zoll-, Accise-, Salz- und Bergwerks- und Steuer- oder Contributionssachen, so wie die Polizei- und Militairsachen zu bearbeiten und zu besorgen hatte. Unter der Kammer standen die, ebenfalls im Jahre 1753 verordneten Landräthe als Delegirte derselben, welche in den damals eingerichteten drei Kreisen des Herzogthums, nämlich in dem Cleveschen, Weselschen und Emmerichschen Kreise alle Polizeisachen versahen, und in Contributions-Angelegenheiten beständige Deputirte der Landschaft waren, wiewol diese, ursprünglich für Ueberwachung der ständischen Interessen berufenen Beamten auch damals schon mehr Beamten des Landesherrn waren.

Die an Frankreich abgetretenen Theile des Herzogthums bestanden, nach der gerichtlichen Eintheilung aus folgenden Landgerichten ꝛc.:

Das Landgericht Cleve, zum Cleveschen Kreise gehörig, mit den acht Städten Cleve, Calcar, Griethausen, Cranenburg, Gennep, Uedem, Goch und Griet; und den zehn Aemtern Cleve, Clever-

ham, Calcar (davon ein Theil dem Landgericht Xanten zugewiesen war), Cranenburg, Duiffelt, Gennep, Uedem, Goch, Griet und Asperden.

Das Landgericht Xanten, welches unter den Cleveschen und Weselschen Kreis vertheilt war, mit den vier Städten Xanten, Sonsbeck, Kervendonk und Büderich; und den sieben Aemtern Xanten, Sonsbeck, Winnekendonk, Kervendonk, Büderich, Mörmter und Bislich.

Und von Patrimonial-Gerichtsbarkeiten:

Im Kreise Cleve:

Die neun Gerichtsbarkeiten und Herrlichkeiten Halt, Hönnepel und Niedermörmter, Appeldorn, Moyland und Till, Weeze, Heyen, Mook und Kessel, Zyfflich und Weyler, und Wissen.

Im Kreise Wesel:

Die zwei Herrlichkeiten Vorth und Calbeek.

Das Fürstenthum Mörs, auch Meurs geschrieben, hatte in der Hauptstadt gleiches Namens seine eigene Regierung und für die Verwaltung der ökonomischen Sachen eine Deputation der Kriegs- und Domainen-Kammer zu Cleve. Unter der Deputation stand für die Besorgung der Polizei- und Militair-Angelegenheiten ein Steuerrath, dem auch die Verrichtungen eines Landraths oblagen.

Das Fürstenthum bestand aus der Stadt Mörs, der Hundschaft gleiches Namens, den Kirchspielen Homberg, Baerl, Eversael, Repeln, Nienkerken und Vlayn, der Herrlichkeit Frimörsheim, den von Erzstift Cölnschem Gebiete ganz umgebenen Herrlichkeiten Crefeld und Krakau, und den Herrlichkeiten Offenberg und Boedberg, an welch' letzterer das Erzstift Antheil hatte.

Was diese an Frankreich abgetretenen Landschaften eintrugen, läßt sich wol nicht mehr ermitteln. Man weiß nur die jährlichen Einkünfte des ganzen Cleve-, Mörs-, Markanischen Kammer-Departements, und diese betrugen aus

1)	den Kammergütern, oder Domainen und Forsten (darunter die des Fürstenthums Mörs 35,000 Thlr.)	395,000 Thlr.
2)	der gewöhnlichen Contribution	400,000 „
3)	der Steuer, Accise, Service und einigen anderen Abgaben	250,000 „
	Zusammen	1,045,000 Thlr.

Das Herzogthum Cleve, eins der fruchtbarsten Länder von ganz Deutschland, trieb ausschließlich

Ackerbau und Viehwirthschaft, sowol auf dem hohen Lande, als auch in den Rheinniederungen — Geest- und Marschland in Niedersachsen. Getreide und Früchte aller Art wurden gebaut, und bedeutend war der Obstbau; Hornvieh- und Pferdezucht von großer Ausdehnung. Die Niederungen waren durch starke Dämme, die sogenannten Banndeiche gegen die Frühlingsfluthen und sonstige Ueberschwemmungen des Rheinstroms geschützt, außer welchen noch Sommerdeiche vorhanden waren, welche die gegen den Strom liegenden Wiesen und Aecker, in niederdeutscher Sprache Weide- und Bauland genannt, wider das Sommerhochwasser auf eilf bis sechszehn Schuhe hoch decken konnten. Die Hauptaufsicht über diese Deiche, von deren Erhaltung das Wohl und Wehe des größten Theils des Landes abhing, führte ein vom Landesherrn bestellter Ober-Deichinspector, unter Leitung der Kammer zu Cleve. Auch das kleine Fürstenthum Mörs war ein an Getreide und Vieh reiches Ländchen, und hier blühte neben der Landwirthschaft der technische Gewerbfleiß in der kleinen Stadt Crefeld, wo außer der Leinweberei damals schon die Seiden- und Sammtfabrikation betrieben wurde, die durch Vereinigung des Landes mit Frankreich einer

großen Gefahr entgegenging, da sie nunmehr mit dem Lyoner Gewerbfleiß einen sehr zweifelhaften Wettlauf zu beginnen hatte.

Die Einwohner beider Länder waren zum größten Theil der römisch-katholischen Kirche zugethan; doch gab es in den Städten auch viele Reformirte, weniger Lutheraner, und außer diesen kleine Mennoniten-Genossenschaften. Alle hatten freie gottesdienstliche Uebung; eben so die Juden.

Auf welche Weise war das Haus Hohenzollern in den Besitz dieser Länder gelangt?

Was Cleve betrifft, so ist die Geschichte seiner ersten Grafen dunkel, unsicher und zum Theil fabelhaft. Sie sind zugleich Grafen von Teisterbank gewesen. Ein Graf Ludwig wird als der letzte bezeichnet, welcher beide Grafschaften besessen hat; und wie sein Bruder Eberhard die Clevischen Grafen fortgepflanzt hat, also ist der Bruder Robert der Stammvater der folgenden Grafen von Teisterbank gewesen. Des Grafen Eberhard zu Cleve Tod wird in's Jahr 835 gesetzt. Er soll der neunte Graf gewesen sein. Graf Johann, der letzte dieses Namens, starb 1368. Seines ältern

Bruder Dietrich Tochter, Margaretha, vermählte sich mit Adolf V., Grafen von der Mark, welcher dadurch Graf von Cleve ward. Sein Sohn Adolf ist der erste Herzog zu Cleve gewesen, zu welcher Würde ihn Kaiser Sigmund 1417 zu Constanz erhob. Von da an war die bisherige Grafschaft Cleve ein Herzogthum.

Johann III., Herzog zu Cleve und Graf von der Mark, wurde auch Herzog zu Jülich und Berg. Sein Sohn und Nachfolger Wilhelm erbte auch das Herzogthum Gelderland, von dem er 1538 wirklich Besitz nahm, allein fünf Jahre darauf mußte er es an Kaiser Carl V. wieder abtreten. Nach des letzten Herzogs Johann Wilhelm 1609 erfolgtem Tode machten verschiedene fürstliche Häuser an seine hinterlassenen Länder Jülich, Cleve, Berg, Mark, Ravensberg, Ravenstein, Winnenthal und Breskesand Ansprüche, oder an die Jülichsche Erbschaft, wie man sich kurz auszudrücken pflegte. Von diesen Erblustigen und Erbberechtigten mögen nur die wichtigsten genannt werden.

Das Haus Sachsen gründete seinen Anspruch theils auf eine erlangte Anwartschaft, die wol gar schon eine kaiserliche Belehnung mit diesen Ländern war, theils auf eine Vermählung des

Kurfürsten Johann Friedrich zu Sachsen mit Sibylla, einer Tochter Herzogs Johann III. zu Jülich und Cleve.

Einen andern Hauptanspruch machten diejenigen Häuser, welche weiblicher Seits von dem Herzoge Wilhelm XII. oder IV. abstammen, dessen älteste Tochter, Maria Eleonora, die Gemahlin Albrecht Friedrich, Markgrafens zu Brandenburg und Herzogs von Preußen, gewesen (aber kurz vor ihrem Bruder, Herzog Johann Wilhelm, gestorben), aus welcher Ehe die Prinzessin Anna, des Kurfürsten Johann Sigmund zu Brandenburg Gemahlin, entsprossen; die zweite Schwester Anna an den Pfalzgrafen Philipp Ludwig zu Neuburg; die dritte, Magdalena, an Johann I. von Zweibrücken, und die vierte Sibylla, an Carl von Burgau vermählt gewesen war.

Diese Häuser standen wider Sachsen für Einen Mann; sie selbst aber spalteten sich wieder in verschiedene Parteien, von denen die Häuser Brandenburg-Preußen und Pfalz vornehmlich zu bemerken sind. Man stritt also:

1) Ob Sachsen, oder die Schwestern des letztverstorbenen Herzogs in seinen hinterlassenen Ländern folgen sollten?

2) Ob unter den vier Schwestern die älteste

allein, oder alle vier zugleich erben sollten? und —

3) Ob unter diesen die brandenburgische oder die neuburgische Gemahlin für die älteste zu halten sei?

Johann Sigmund, Kurfürst zu Brandenburg, nahm nach des Herzogs Johann Wilhelm Ableben ohne Weiteres Besitz von den streitigen Ländern, mußte aber doch am 31. Mai 1609 zu Dortmund mit dem katholisch gewordenen Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm zu Neuburg einen Vergleich eingehen, vermöge dessen beide Parteien bis zum gütlichen oder rechtlichen Austrag der Sache sich mit einander freundlich begehen und diese Lande gemeinschaftlich verwalten wollten.

Im Jahre 1624 wurde zu Düsseldorf ein weiterer Vergleich getroffen, kraft dessen Kurbrandenburg das Herzogthum Cleve, mit Ausnahme von Ysselburg und Winnekendonk, nebst den Grafschaften Mark und Ravensberg und dem Amte Windeck aus dem Herzogthum Berg; Pfalz-Neuburg hingegen Jülich, Berg, Ravenstein und die vorhin erwähnten zwei Ortschaften von Cleve bekam.

Dieser Vergleich wurde 1629 mit einigen Veränderungen wiederholt, und 1630 dahin geändert, daß Kurbrandenburg das Herzogthum Cleve und

die Grafschaft Mark; Pfalz-Neuburg aber Jülich und Berg und Ravenstein nebst Breskesand behielt, Ravensburg aber in Gemeinschaft blieb.

Endlich schloß Kurfürst Friedrich Wilhelm 1666 mit dem Pfalzgrafen Philipp Wilheln, dem Sohn Wolfgang Wilhelm's, einen Erbvergleich, kraft dessen der Kurfürst und seine Nachkommen im vollkommenen und ruhigen Besitz des Herzogthums Cleve und der beiden Grafschaften Mark und Ravensberg blieben, hingegen der Pfalzgraf und seine Nachkommen auf eben solche Weise die Herzogthümer Jülich und Berg, nebst den Herrschaften Winnenthal und Breskesand, behielten. Zugleich wurde in diesem Vergleich ausgemacht, daß alle diese zur Jülichschen Erbschaft gehörigen Lande trotz ihrer Theilung in einem beständigen Bündniß vereinigt bleiben und sowol der Kurfürst als der Pfalzgraf und ihre beiderseitigen Nachkommen Titel und Wappen von allen Landen führen sollten. Beider Häuser Anforderungen auf die Herrschaft Ravenstein wurden auf ein Compromiß ausgestellt und der Vergleich im Jahre 1678 vom Kaiser Leopold mit seiner Bestätigung versehen.

Wie verhielt es sich mit den Vorbesitzern der übrigen Jülichschen Erbschaftslande, ehe sie in einer einzigen Hand vereinigt waren?

Die vormaligen Grafen von der Mark hatten ihren Ursprung von den Grafen von Altena, welche von einigen Genealogisten von den Grafen von Teisterbank und Cleve herleiten. Die Reihe der Grafen von Altena fängt gewöhnlich mit einem Adolf an, welcher, gemeinschaftlich mit seinem Bruder Eberhard, das Schloß Altena auf dem Gipfel eines hohen Felsens an der Lenne erbaut hat, und vom Kaiser Heinrich V. zum Grafen von Altena und Berg erhoben worden ist, da sich dann diese beiden Brüder wegen der ererbten und erworbenen Länder also verglichen haben, daß Adolf Schloß und Grafschaft Altena, Eberhard aber das Schloß Aldenburg und die Grafschaft Berg übernahm. Adolf III., Graf von Altena, welcher 1249 starb, soll zuerst den Namen und das Wappen von der Mark angenommen haben. So viel ist aus Urkunden von 1203, 1220 und 1221 gewiß, daß damals schon der Name von der Mark bei den Grafen von Altena im Gebrauch gewesen, wie er denn auch nach jener Zeit ausschließlich in Uebung geblieben ist. Adolf V., Graf von der Mark, wurde, wie oben gezeigt, durch Heirath Graf von Cleve, so daß seit dem letzten Viertel des 14. Jahrhunderts die beiden Lande Mark und Cleve vereinigt waren.

Als erster Graf von Ravensberg gilt Hermann von Calvalle. Er hat im 12. Jahrhundert gelebt. Sein Geschlecht erlosch im männlichen Stamme 1346 mit Bernhard, dessen ältern Bruders und Vorwesers Tochter Margarethe die Gemahlin Herzogs Gerhard zu Jülich und Grafen zu Berg war, welcher dieserwegen die Grafschaft Ravensberg an sich brachte. Als nun das herzogliche Haus Cleve-Jülich-Berg erlosch, nahm der Brandenburger Kurfürst Johann Sigmund auch von der Grafschaft Ravensberg sofort Besitz und setzte seinen Bruder, den Markgrafen Ernst, als Statthalter ein. Die Besitzergreifungs-Urkunde ist vom 6. Juli 1609 datirt, und huldigen ließ sich der Kurfürst am 20. October desselben Jahres zu Jöllenbeck, woselbst abwechselnd mit Wallenbrück die Landtage gehalten wurden.

Allein diese Landtage kamen in Ravensberg, in der Mark und in Cleve sehr bald, und ganz besonders seit dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm, außer Gebrauch; hielten es die Hohenzollern von da an, als der Ehrgeiz sie trieb, eine Rolle in der Welt spielen zu wollen, nicht allein für überflüssig, sondern auch für schädlich, auf Berathungen mit ihren getreuen Ständen der Ritterschaft und der Städte sich einzulassen; die Autokratie

befahl: — Oeffnet die Taschen, stellt Eure Leiber, damit ich groß werde! Nicht raisonnirt; und damit Basta! Und so ist's gegangen bis auf den heutigen Tag, da man schreibt das Jahr 1844 nach Christi Geburt! Und mahnt man nach Ablauf eines Vierteljahrhunderts an heilige Versprechungen, die gegeben wurden, als ein ganzes Volk sich erhoben hatte zur Befreiung seines Landesherrn von entsetzlichster Schmach, die, obwol von Gott gesandt, nicht erkannt ward, so heißt's: Euer beschränkter Unterthanen-Verstand ist zu — dumm, um mir Rathschläge geben zu können! Schuster, bleib bei Deinem Leisten!

Der Deutsche ist ein großer Freund von Festen und Festlichkeiten und liebt es zu jubeln bei sogenannten Jubelfeiern, welche halb- oder ganzjahrhundertjährig das Gedächtniß an irgend ein Ereigniß aufzufrischen bestimmt sind. Sollten die guten Ravensberger, die wackeren Markaner und die biederen Clevianer auf den Gedanken kommen, den Jahrestag zu feiern, der ihre Vorältern vor zweihnndert Jahren unter den Schutz des brandenburgischen Kurhuts stellte, so würden sie ihre Jubelfeier rechtlich im Jahre 1878 anstellen können, weil vom Jahre 78 im 17. Jahrhundert die kai-

ſerliche Beſtätigung des Erbvergleichs von 1666 datirt, der ohne die Genehmigung des Reichsoberhaupts und kaiſerlichen Oberherrn keine bindende Kraft hatte, eben wie ein Vertrag zwiſchen Unmündigen geſchloſſen erſt dann Gültigkeit erlangt, wenn er von den Vormündern genehmigt, von der obervormundſchaftlichen Behörde beſtätigt iſt. Sie würden im Jahre 1878 — jubeln können, wenn nicht ein Zwiſchenreich ſtattgefunden! Die Ravensberger, die rechtsrheiniſchen Clevianer und die Markaner können und dürfen es thatſächlich rechtlich erſt im Jahre 1878 + 8 = 1886, die linksrheiniſchen Clevianer erſt im Jahre 1878 + 20 = 1898, in Betracht, daß die drei erſteren von 1807 bis 1815 den Eintagsfliegen des Königreichs Weſtfalen und des Großherzogthums Berg einverleibt und die letzteren, die linksrheiniſchen Clevianer von 1795 bis 1815 Mitglieder der franzöſiſchen Republik und deſſen Erbnehmers, des franzöſiſchen Kaiſerreichs Unthanen geweſen ſind. Werden die Ravensberger, die Markaner und die Clevianer jenes kleine Additions-Exempel nicht machen, dann laufen ſie Gefahr, in eine eben ſo große Albernheit zu verfallen, als es dem Louis dixhuit, — den die Franzoſen 1815 Louis biscuit nannten, ſeiner gebrechlichen Beine halber,

— begegnete, da er, nachdem er von germanischen und slawischen Fürsten wieder auf den Thron von Frankreich gesetzt, den kindischen Streich beging, den Antritt seiner Regierung vom Todestage seines Bruders, des sechszehnten Ludwig, zu datiren. Diese Albernheit, ja Dummheit hat der jüngste der Brüder, Carl, sechszehn Jahre später büßen müssen; mit ihm, den die Franzosen zum — Teufel jagten, ist die ältere Linie der Nachkommen Heinrichs'IV., de ce roi vaillant, wie die Franzosen noch heute mit Enthusiasmus singen, für immer auf dem Throne des schönen Frankreichs erloschen.

Um auf die Vorbesitzer der Jülichschen Erbschaftsländer zurück zu kommen, so ist zu bemerken, daß der erste Graf von Jülich, den man mit einiger Gewißheit kennt, Gerhard gewesen ist, welcher in der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts gelebt hat. Graf Wilhelm VII. wurde vom Kaiser Ludwig, aus Baiern, zum Markgrafen, welches er schon 1337 war, und vom Kaiser Carl IV., dem Lützelburger, 1356 zur Würde eines Herzogs von Jülich erhoben. Sein Sohn Herzog Wilhelm VIII. erheirathete das Herzogthum Gelderland und die Grafschaft Zütphen; als aber dessen Sohn Reinhold 1433 ohne Leibeserben starb,

kamen die Herzogthümer Jülich und Gelderland nebst Zütphen an Herzog Adolf VIII. zu Berg, welcher aber Gelderland und Zütphen an Arnold von Egmond abtreten mußte. Als auch er 1437 kinderlos starb, folgte ihm seines Bruders Wilhelm Sohn Gerhard in den Herzogthümern Jülich und Berg, der zugleich von Vatersseite Graf zu Ravensberg war. Dieses Gerhard's Sohn, Wilhelm XI. oder III., starb im Jahre 1511, und seine Lande Jülich, Berg und Ravensberg wurden seiner Tochter Gemahl, dem Herzoge Johann III. zu Cleve, Grafen von der Mark und Herrn von Ravenstein, zu Theil. Wie es mit diesen vereinigten Ländern ergangen, ist oben bei dem Herzogthume Cleve erzählt. Aus dieser Erzählung geht hervor, daß die Herzogthümer Jülich und Berg, so wie die Herrschaften Ravenstein, Winnenthal und Breskesand an den Pfalzgrafen Philipp Wilhelm, welcher 1685 Kurfürst zur Pfalz wurde, gekommen sind. Weil dessen zweiter Sohn und Nachfolger, Kurfürst Carl Philipp, weder Söhne noch Brüder hatte, so verlangte das Kurhaus Brandenburg nach seinem Tode den Besitz der gedachten Länder, wohingegen der Kurfürst zur Pfalz solche dem künftigen Erben der Kur-Pfalz, nämlich dem Pfalzgrafen zu Sulzbach, Carl Philipp

Theodor, erhalten wissen wollte. Diese Sache verursachte große Bewegungen, wurde aber endlich, nachdem sich die ländergierigen Brandenburger, in der Person Königs Friedrich II., mit dem Herzogthum Schlesien bereichert hatten, im Jahre 1742 durch einen Vergleich beigelegt, vermöge dessen das Haus Sulzbach nach dem Tode des alten Kurfürsten in dem Besitz der Länder Jülich, Berg und Ravenstein erhalten wurde, worauf der Pfalzgraf Carl Wilhelm Theodor sich in denselben huldigen ließ, und bald hernach dem verstorbenen alten Kurfürsten zur Pfalz, wie in der Kur-Pfalz, so auch in den Ländern Jülich, Berg und Ravenstein, folgte. Nach dem Erlöschen der Sulzbacher mit Carl Theodor von Pfalzbaiern 1799 kamen diese Länder an Maximilian Joseph von Zweibrücken-Birkenfeld, 1806 erster König in Baiern.

Das Land Berg stand ursprünglich unter den Grafen von Altena, bekam aber in der Folge mit Engelbert seinen eigenen Grafen. Dieser war ein Bruder des altenaischen Grafen Eberhard I. und lebte in der letzten Hälfte des 12. Jahrhunderts. Der alte Stamm der Grafen von Berg erlosch 1348 mit Adolf VII., welcher der eilfte Graf war. Seine Tochter Margaretha soll des Herzogs Gerhard zu Jülich Gemahlin gewesen sein, wenigstens

war dieser Gerhard auch Graf zu Berg, obgleich es ungewiß ist, wie er dazu gelangt, und ob er der zwölfte oder dreizehnte Graf gewesen sei. Sein Sohn Wilhelm wurde 1380 vom Kaiser Wenzeslaus zur Würde eines Herzogs von Berg erhoben, und dessen Sohn Adolf VIII. wurde auch, wie oben bemerkt worden ist, Herzog zu Jülich und in Gelderland.

Das Land Mörs war ein altes Clevisches Lehn, welches die ehemaligen Grafen von Mörs schon 1287 von den Grafen zu Cleve empfangen haben. Nach Hermann's, des letzten Grafen von Mörs, Tode wollte Wilhelm, Herzog zu Cleve, die Grafschaft Mörs als ein eröffnetes Lehn in Besitz nehmen; allein des letzten Grafen Schwester Walpurgis, welche an den Grafen Adolf von Neuenar vermählt war, maßte sich ihrer an, woraus ein Streit entstand, welcher 1579 dahin beigelegt wurde, daß Graf Adolf die Grafschaft Mörs vom Clevischen Herzoge Wilhelm zu Erblehn nahm unter der Bedingung, daß, wenn die Gräfin Walpurgis ohne Kinder stürbe, die Grafschaft dem Herzoge zu Cleve heimfallen solle. Allein Walpurgis schenkte und vermachte die Grafschaft an den Prinzen Mauritz von Nassau, der sie auch dem Herzoge zu Cleve entriß, als dieser sie, nach

dem im Jahre 1600 erfolgten Tode der Gräfin, in Besitz genommen hatte. Beide Theile verglichen sich 1606 dahin, daß die Bürgerschaft zu Mörs neutral sein, Prinz Mauritz in's Schloß eine Besatzung von 206 Mann legen, und nach seinem Tode die Grafschaft dem Herzoge heimfallen sollte. Da aber Prinz Mauritz 1625 starb, nahm sein Nachfolger Friedrich Heinrich die Grafschaft in Besitz, in welchem auch das Nassau-Oranische Haus bis auf den Tod Wilhelms III., Königs von Großbritannien, geblieben ist, nach welchem das Haus Brandenburg-Preußen die Grafschaft theils als Lehnsherr, theils als Erbe in Besitz genommen hat.

Die Herrlichkeit Frimörsheim haben die Grafen zu Mörs von der Abtei Werden zu Lehn getragen, daher sie nach des letzten Grafen Hermann's Tode der Abtei eröffnet wurde, welche aber 1579 den Herzog Wilhelm zu Cleve damit belehnte. Der Genuß der Herrlichkeit verblieb aber der obgedachten Gräfin Walpurgis, nach deren Ableben Prinz Mauritz von Nassau-Oranien diese Herrlichkeit ebenfalls an sich riß, auch von der Abtei Werden die Belehnung darüber erhielt. Im Jahre 1648 brachte aber das Haus Brandenburg diese Herrlichkeit nebst den übrigen Werden'schen Lehen

wieder an das Herzogthum Cleve, ließ auch die Belehnung über dieselbe 1668 und 1681 erneuern. Zum Fürstenthum erhob der Kaiser Joseph die Grafschaft Mörs im Jahre 1707 auf Antrag des damaligen Besitzers, Königs Friedrich Wilhelm I. in Preußen.

Was die Verhältnisse dieser Länder zum Deutschen Reich und seiner Verfassung betrifft, so ruhte die Jülich-Cleve- und Bergische Stimme im Reichsfürstenrathe seit Herzogs Johann Wilhelm's Tode. Im Westfälischen Kreise, dem diese Länder zugetheilt waren, führten die Kurfürsten zu Brandenburg und Pfalz, als Herzoge zu Cleve, Jülich und Berg, das Condirectorium und Mitausschreibeamt wechselsweise, saßen und votirten auch auf den Kreistagen nach dem Fürstbischofe von Münster abwechselnd, hatten aber beim Directorio zusammen nur eine Stimme. Zu den Reichsanlagen hatte der Kurfürst zu Brandenburg wegen Cleve und Mark monatlich 1066 Fl. und wegen Ravensberg 142 Fl. 8 Xr., für das Reichskammergericht aber zu jedem Ziele 676 Thlr. 26¾ Xr. zu zahlen. Für Mörs betrug dieser Beitrag 42 Thlr. 54¼ Xr., und zu dem Reichsanschlage 4 Mann zu Roß und 12 zu Fuß. Nach der Erhebung dieser Grafschaft zu einem Fürstenthume bekam

der Kurfürst zu Brandenburg wegen Mörs Sitz und Stimme im Reichsfürstenrath und beim Westfälischen Kreise ebenfalls den fürstlichen Rang, unmittelbar nach Ostfriesland, angewiesen.

Der Utrechter Frieden 1713 hat das Haus Hohenzollern in den Besitz eines Theils vom Oberquartier des Herzogthums Gelderland gebracht. Die Könige in Preußen besaßen dieses Gelderland als souveraine Herren, denn es war nicht ein Bestandtheil des heiligen Römischen Reichs deutscher Nation. Sie ließen es von einer Commission verwalten, deren Haupt der Gouverneur von Geldern war. Die Rechtspflege übte in letzter Instanz ein Justizcollegium.

Dieser preußische Antheil am Herzogthum Gelderland bestand aus — der Stadt und dem Amte Geldern, der Stadt und dem Amte Straelen, dem Städtchen und Amte Wachtendonk, den Aemtern Middelaer und Kriekenbeek, dem Lande Kessel und den Herrlichkeiten Walbeek, Aerßer, Aefferden ꝛc. Das Amt Montfoord gehörte zwar auch den Königen in Preußen, es stand aber unter der Souverainetät der Generalstaaten der Republik der Vereinigten Niederlande.

Im Amte Geldern lag der Flecken Kevelaer, berühmt wegen des wunderthätigen Marienbildes, welches daselbst in einer Kapelle verehrt wurde, und jährlich Tausende und abermals Tausende Wundergläubende an sich lockte. Hatte der neue Landesherr im Utrechter Frieden doch versprochen, die römisch-katholische Religion in dem Stande zu lassen, in welchem sie unter spanischer Regierung gewesen war. Und gab dieser Cultus der Jungfrau nicht willkommene Freudentage und Volksfeste? Freilich auf Unkosten der guten Sitten und des Geldsäckels! Zum Amte Kriekenbeek gehörte der Flecken Vierßen, welcher auf einer Exclave im Umfange des Herzogthums Jülich lag, und schon damals, da das linke Rheinufer an Frankreich abgetreten wurde, durch seinen Gewerbfleiß sich auszeichnete.

Der Friede von Lüneville war eine nothwendige Folge des Verraths an Kaiser und Reich, welche durch Separat-Unterhandlungen eines Kurfürsten von Baiern, eines Herzogs von Würtemberg, eines Markgrafen von Baden und eines Landgrafen von Hessen-Darmstadt, und zuletzt in

Basel begangen worden war. Er entriß Deutschland alle seine Provinzen auf dem linken Rheinufer, also auch die jenseit des Rheins gelegenen Lande der Jülichschen Erbschaft.

Der Republik einverleibt, wurden sie dem nördlichsten der vier vereinigten Departements zugetheilt, wie die französische Regierung ihre in Deutschland gemachten Eroberungen nannte. Jenes nördlichste Departement erhielt seinen Namen von dem Flusse Roer, sprich Ruhr, der das Jülicherland in der Richtung von Süden nach Norden bewässert und bei Roermonde in die Maas fließt. Die kaiserliche freie Reichs- und ursprüngliche Krönungsstadt Aachen wurde der Sitz der Präfectur in diesem Roer-Departement; die Stadt Cleve erhielt eine Unter-Präfectur für das Arrondissement Cleve.

Die Beschlüsse des Wiener Congresses, 1815, haben bekanntlich die Jülichschen Erbschaftslande der Krone Preußen überwiesen, die nach Ablauf von zweihundert Jahren endlich in den Besitz aller dieser Lande gelangt ist, nach deren Gesammtheit die Vorfahren Friedrich Wilhelms III. so oft, jedoch vergeblich, die Hand ausgestreckt hatten!

Cleve — einst die Hauptstadt eines Herzogthums des heiligen Römischen Reichs deutscher Nation, wo ein berühmter Nassau-Oranier, der Prinz Mauritz, als Statthalter des Kurfürsten Friedrich Wilhelm zu Brandenburg auf der Schwanenburg residirt hatte, in deren Räumen auch die obersten Landescollegien für die preußisch-westfälische Provinz Cleve-Mark und Mörs ihr richterliches und Verwaltungs-Wesen trieben, wo neben der Regierung und der Kriegs- und Domainenkammer auch das Landgericht, das Cleve-Märkanische Pupillen-Collegium (oberste Vormundschaftsbehörde), das Medicinal-Collegium der Provinz, die Obersteuercasse, die Landrenten- und die Obersalzkasse ihre Schreibstuben, Archive und Registraturen, auch eine Münze ihre Werkstatt hatte, woselbst die Landesmünze, Clevesches Geld, Thaler und Stüber, geschlagen wurde, das auf einem andern Fuß als das preußische Courantgeld nach dem Münzfuß von 1764 beruhte; jetzt, nach den Friedensschlüssen von Basel und Lüneville eine Arrondissementsstadt der „einen und untheilbaren" Republik, mit einem Unterpräfecten, einem Tribunal erster Instanz, einem Friedensrichter für den Canton Cleve, einem Arrondissements-Steuer-Empfänger, einem Steuer-Controleur 2c. — war in den

letzten Jahren des vorigen und den ersten des laufenden Jahrhunderts ein städtischer Wohnplatz von recht ansehnlicher Ausdehnung, der in drei Theile zerfiel, in de Boven-, de Middel- en de Onderstad.

Das Schloß, die Schwanenburg, ein uraltes Gebäude von viereckiger Gestalt und bedeutendem Umfange mit mehr als einem Hofe und in einer seiner Ecken mit einem hohen, weit im Lande sichtbaren Thurm, der Schwanenthurm genannt, krönte den Gipfel des höchsten der Hügel, die als zusammenhangende Kette über den Reichswald bis in die Gegend von Nimwegen streichen. Von der Schloßhöhe erstreckte sich die Bovenstad, hochdeutsch die Oberstadt, in mehreren Straßen längs des steilen Abhangs bis zur sanftern Abdachung, auf der die Mittelstadt erbaut war, welche bis zur Middelpoort, dem mittlern Thore, reichte, wo die Onder- oder Unterstadt begann, welche sich bis an's Wasser erstreckte, der Spoygraben genannt, der ein schiffbarer Canal zur Verbindung mit dem Rheine war. Cleve wurde, und wird wol noch heute zuweilen, Cleve am Rhein genannt, zum Unterschied von Cleven im Veltlin, Chiavenna im Val Tellina; nichtsdestoweniger lag die Stadt beinahe zwei Stunden Weges vom Rheinstrom ent-

fernt, wie auch gegenwärtig noch. Allerdings hat es eine Zeit gegeben, in der Cleve am Rhein gelegen war, aber welcher Periode diese Zeit angehört, ist bis jetzt nicht ermittelt worden; so viel scheint jedoch unzweifelhaft zu sein, daß der Spoygraben in einem ehemaligen Rheinbette liegt. Ueberhaupt ist die Zahl dieser vormaligen Stromlaufe im Herzogthum Cleve außerordentlich groß. Theilweise liegen sie trocken und ihre Betten sind fruchtbares Weideland, andere haben noch Wasser in ihren verengten Betten; und diese werden durchgängig alter Rhein genannt. Der nächste alte Rhein bei Cleve war auf dem halben Wege nach Emmerich bei dem Dorfe Kellen, woselbst man mittelst einer Pont oder Seilfähre übersetzte. Kellen ist eine Römeransiedelung, wie der Name sagt, der aus Colonia entstanden ist.

Cleve war in dem Zeitraum, dem diese Denkblätter gewidmet sind, eine wohlgebaute Stadt, ganz im Stil der niederländischen Städte: der Giebel der Häuser nach der Straße, alle in rothen Backsteinen mit weißen Kalkfugen, die Fenster zumeist mit grün angestrichenen Laden, vor fast jedem Hause zwei eben so angestrichene Holzbänke, die zu beiden Seiten der Hausthür senkrecht auf der Front des Hausgiebels standen, jede Bank

für zwei, auch drei erwachsene Personen eingerichtet. Die meisten Hauptstraßen waren breit, alle Straßen aber sehr gut gepflastert und außerordentlich reinlich gehalten, wie denn überhaupt Reinlichkeit und Sauberkeit ein Merkmal nicht allein des Aeußern der Häuser, sondern auch des Innern der Wohnungen war.

Das reformirte Waisenhaus, in welchem der Wallfahrer zur Welt gekommen ist, lag im mittlern Theile der Stadt an einer Straße, die man die Stechbahn nannte, und woselbst in alten Zeiten die Grafen von Cleve sehr wahrscheinlich ihre Stechbahn zur Abhaltung von Turnieren gehabt hatten. Das Gebäude befand sich in einem Zustande, der einer gründlichen Aufbesserung bedurft hätte; allein das Waisenhaus hatte an seinem Vermögen durch den französischen Krieg so große Einbuße erlitten, daß für die Deckung der Kosten eines Reparaturbaues nichts übrig blieb. Das Gebäude war, außer dem Erdgeschoß, ein Stockwerk hoch, und darüber der Söller. Es hatte eine ansehnliche Tiefe; nach dem Hofe einen einstöckigen Flügel, in welchem sich die Schulstuben befanden. Der ziemlich geräumige Hof war durch einen hölzernen Staketenzaun vom Garten getrennt, der sich am ziemlich steilen Abhang des

Berges in die Höhe zog und durch Steinmauern in drei oder vier Abtheilungen terrassiret war. Er enthielt sehr viele Obstbäume, und an den Terrassenmauern gab es Weinspaliere einer ganz vorzüglichen Traubensorte.

Wie tief doch die Eindrücke haften, die der Mensch in der Kindheit und Jugend empfängt! Dem Wallfahrer schwebt eine Naturerscheinung so lebhaft vor der Seele, als hätt' er sie erst gestern erlebt, und doch liegt zwischen diesem Gestern und Heute der Zeitraum eines halben Jahrhunderts! Der Schauplatz, auf dem diese Erscheinung wirkte, war insonderheit auch der Garten des reformirten Waisenhauses zu Cleve. Es war am 9. November des Jahres 1802, als über die Länder des mittlern Europa ein Luftwirbel von einer Stärke sich bewegte, wie sie seitdem bei Stürmen nicht wieder erlebt worden ist. Sie gab ein Bild von den gewaltsamen Zerstörungen, welche durch westindische Orkane und Luftwirbel anderer Tropengegenden in den von ihnen betroffenen Ländern angerichtet werden. Es heulte, brüllte und zischte in der Luft, als sollte die Welt untergehen. Das Waisenhaus erbebte in seinen Grundfesten, als wäre mit der Lufterschütterung auch eine Erdschütterung verbunden. Die Pan=

nen oder Dachziegel des Waisenhauses und des dicht anstoßenden Capuzinerklosters flogen wie Papierblätter durch die Luft und lagerten sich im Garten ab, nnd ein von unten nach oben senkrecht wirkender Strom hob das Schieferdach vom Doppelthurm der Klosterkirche und schleuderte es prasselnd und rasselnd auf das Straßenpflaster; die Thürme schwankten durch die heftige Bewegung an ihren Spitzen. Der Hausvater hatte sich mit Frau und Kindern in ein nach dem Garten gehendes Zimmer begeben, um die Verwüstungen anzuschauen, deren Schauplatz dieser Garten war. Die meisten Obstbäume lagen geknickt oder ganz abgebrochen auf der Erde, und ihre abgerissenen Zweige und Aeste waren ein Spiel des Windes, der sie in der Luft umherwirbelte, als wären es Eiderdaunen gewesen. Ein alter Birnbaum mit einem Stamm von mindestens fünf Schuhe Umfang stand noch aufrecht auf der zweiten Terrasse, obwol seine mächtige Krone schon sehr gelichtet war. Da, mit einem Mal, drehte sich die Ruine dieser Krone wie ein Kreisel, und der Stamm mit ihr, und gehoben wurde er aus seinem Erdbette mit dem ganzen Wurzelstock wol an die fünf Schuhe hoch in die Luft, in der er senkrecht schwebend noch einmal kreiselte, dann

aber krachend niederstürzte, die Terrassenmauer mit sich niederreißend, zwischen deren Fugen die Wurzelzweige verwachsen waren. Es war drei Uhr Nachmittags. Gleichsam, als hätte der Sturm diesen Baum sich zum letzten Opfer erkoren, ließ er bald nach dessen Sturz an Heftigkeit nach und hörte gegen Abend gänzlich auf, nachdem er vom frühen Morgen an gewüthet hatte. Groß waren die Verheerungen, die dieser Novembersturm von 1802 in Stadt und Land angerichtet hatte, und selbst Menschen, von herabstürzenden Dachziegeln u. d. m. getroffen, nicht ohne Beschädigung davongekommen. Im Reichswalde sah es, so wurde in den nächsten Tagen von Augenzeugen erzählt, entsetzlich aus; ganze Reihen der urältesten Bäume lagen niedergestreckt, und einzelne waren so umgestülpt worden, daß sie, an stehengebliebene Stämme gelehnt, die Wurzelstöcke statt der Krone in die Lüfte streckten.

Cleve hatte eine Collegialkirche, welche von dem Grafen Diderich 1334 auf Monterberg bei Kalkar gestiftet, 1341 aber nach Cleve verlegt worden war; und außer dem schon genannten Kapuzinerkloster noch ein Mannskloster vom Orden der Minoriten, so wie auch ein Nonnenkloster der Clarissinnen und ein adeliges Frauenstift. Die Zahl der römischen

Christen war indessen nicht groß. Die meisten Einwohner der Stadt waren Reformirte, die sich in deutsche und französische unterschieden. Doch war die französische Gemeinde, welche von den Refugiés aus Frankreich, nach Aufhebung des Edicts von Nantes, unter der Regierung des Kurfürsten Friedrich III. zu Brandenburg, ersten Königs in Preußen, angesiedelt worden war, nicht sehr zahlreich, die Muttersprache aber noch immer die Familien-, auch die Sprache des Gottesdienstes in dieser Gemeinde. Der Verkehr der Reformirten beider Sprachen trug wesentlich dazu bei, die Kenntniß der französischen Sprache unter den deutschen Reformirten frühzeitig schon im Kindesalter einheimisch zu machen. Der Pilger hat keine Erinnerung, ob die französische Gemeinde ein eigenes Kirchengebäude besaß, oder ob das der deutschen Gemeinde mit jener simultan war, das aber weiß er noch, daß die 1618 erbaute deutsche reformirte Kirche ein sehr großes, im Innern ganz schmuckloses Gebäude ohne Altäre, Crucifixe, Bilder und Kreuze war, und daß diese Kirche eine vorzügliche Orgel und auf ihrem Thurme das schönste, klangvollste Geläut in ganz Cleve hatte; wohingegen auf dem Dache der lutherischen Kirche ein kleines Reuterthürmchen stand, mit einem Paar Glöcklein darin,

die eher Schellen als Glocken waren, was vermuthen ließ, daß dieses Gebäude vor 1620 einem Minoriten-Convent zu gottesdienstlichen Zwecken gedient haben mochte. In Cleve gab es eine kleine Mennoniten-Gemeinde, die ein eigenes Bethaus besaß. Die ziemlich zahlreiche Gemeinde der Israeliten hatte ihre Synagoge. Katholiken, Reformirte, Lutheraner, Mennoniten und Juden lebten in der größten Eintracht, denn in Cleve herrschte das Princip, durch das Niederland und England groß geworden sind, das Princip der Toleranz: jüdische Kinder besuchten die Schule des reformirten Waisenhauses!

Die Mennoniten-Gemeinde erinnert den Wallfahrer an seine Taufe, weil der weibliche Zeuge bei dieser heiligen Handlung der genannten Gemeinde angehörte. Die Pathe war die einzige Tochter eines sehr reichen Mannes, eine betagte Jungfrau, welche, wie man zu sagen pflegt, sitzen geblieben war; eine hohe, hagere Gestalt mit Gesichtszügen, die einst anziehend gewesen sein mochten, jetzt aber theils durch den Zahn der Zeit, theils aber durch ein moralisches Gebrechen manche Einbuße erlitten hatte; denn Kathe, so hieß sie mit Vornamen (Abkürzung für Catharina), war, trotz ihres frommen Gemüths, wegen übermäßiger Ge-

nauigkeit, die an Geiz gränzte, in der ganzen Stadt bekannt. Beiläufig sei es hier schon bemerkt, daß Catharinen und Marien im Leben des Pilgers auf der Wallfahrt zur Ruhe und Hoffnung eine große Rolle gespielt haben. In Cleve war es Sitte, daß die Taufzeugen, insonderheit die weiblichen, die Täuflinge nicht blos am ersten, sondern auch an allen folgenden Geburtstagen derselben bis zu einem gewissen Lebensalter mit kleinen Geschenken bedachten. Dieses Gesetz wurde auch über den Geburtstag auf zwei Tage im Jahre ausgedehnt, nämlich auf den Neujahrstag und auf den Tag, der im Kalender den Namen des Senter Clos führt, d. h. den Sanct-Nicolai-Tag, am 6. December; und zwar war dieser Tag derjenige, an welchem eine ansehnliche Bescheerung gewährt werden mußte. Senter Clos vertrat die Weihnacht in anderen Ländern und Provinzen des deutschen Reichs. Eine Weihnachtsbescheerung hat der Wallfahrer in seiner Kindheit und Jugend nicht gekannt, auch später nicht in Münster. Weil nun Kathe es versäumt hatte, ihres Täuflings seit dessen Geburt am Senter Clos eingedenk zu sein, so beschloß die Mutter des Wallfahrers, in Verbindung mit dessen Schwestern, die reiche, aber geizige Mennonitin an die Lan-

dessitte zu erinnern: Krölleskèn (Familien-Diminutiv für Carl) mußte der Pathe ein „Klömpje" setzen! Klömpje ist das Diminutiv von Klomp, und unter Klomp versteht man einen Holzschuh, der in Westfalen wirklich die Gestalt eines Klumpen hat, indem aus einem einzigen Stück Holz eine Art Schuh geschnitzt wird. Bruder Fritz bekam den Auftrag, eine große gelbe Rübe zu einem Klömpje zu schneiden, welches die Gestalt eines kleinen Holzschuhes von etwa vier Zoll hatte. Krölleskèn, er mochte fünf Jahre alt sein, wurde in seinen Sonntagsstaat und die feinste Wäsche gekleidet, und so zur Pathin geschickt, um das Klömpje zu setzen. Der Wallfahrer weiß sich des Gefühls noch sehr wohl zu erinnern, das ihn auf dem Wege befiel: es war kein angenehmes, denn statt der Kathe anhänglich zu sein oder sie gar zu lieben, fürchtete er sich vor ihr, hatte sie doch immer an dat Jongelken (dem Jüngelchen) zu tadeln, wenn sie in's älterliche Haus kam, und war er schon ein Deugniet (ein Taugenichts), der von dem Vater und der Mutter und den Schwestern verzogen werde. Brauch war es, daß das Klömpje stillschweigend gesetzt werden mußte, d. h. das Erinnerungszeichen mußte mit einer tiefen Verbeugung, aber ohne ein Wort zu sagen, überreicht

werden. Also geschah es denn auch in diesem Falle, aber unter Zittern und Zagen, weil die Kathe immer schalt und mit einer eben nicht sehr melodischen Stimme stets keifte. So auch dieses Mal! Als aber der kindliche Pilger die erzürnte Kaiserin mit einer bittenden, ja flehenden Geberde anblickte, da schmolz das Eis von ihrem Herzen, sie hob den kleinen Buben auf ihren Schooß, drückte ihn an das steinige Arabien ihres Busens, herzte und küßte ihn auf die zärtlichste Weise und entließ ihn mit den liebevollsten Worten. Das Klömpjesetzen hatte den Erfolg, daß dem Kröl-lesken eine Senter-Clos-Bescheerung zu Theil wurde, wie er sie Zeit seines Lebens nicht wieder gehabt hat. Kathe war selbst gekommen zum Aufbauen, um sich an der Freude des Kindes zu erfreuen. Sie war an dem Abend die Liebenswürdigkeit selber und ist es von da an auch geblieben. Was nicht die Geberdensprache vermag! Der männliche Pathe des Wallfahrers war ein Beamter bei der Cleve-Märkischen Regierung oder bei der Kammer, Namens Steinmann, dessen Sohn Friedrich sich als Poet und Kritiker literarischen Ruf verschafft hat; er hat die Narrenbibliothek, Erzählungen und Novellen, Gedichte und ein Taschenbuch für deutsche Literaturgeschichte

geschrieben, Alles in dem Zeitraume von 1827 bis 1835; nach einer längern Pause hat er den Mefistofeles in fünf Bänden, 1843 und 1844, folgen lassen. Ein sehr fruchtbarer Schriftsteller, von dessen Kinderjahren nur eine ganz dunkele Erinnerung im Gedächtniß des Wallfahrers haften geblieben ist. Haustaufen waren in der reformirten Gemeinde zu Cleve nur in äußersten Fällen, bei Schwächlichkeit und Kränklichkeit des Täuflings, oder bei Nothttaufen zulässig. So war es beim Wallfahrer der Fall, einem überaus schwächlich in die Welt getretenen Erdenpilger, dem noch Monate nach der Geburt die Lebensfähigkeit abgesprochen wurde. Nur Kraftmittel, welche der Arzt des elterlichen Hauses, Medicinalrath Beuth, verordnete, haben ihn am Leben erhalten, besonders aber die sorgsamste Pflege bei Tag und bei Nacht der liebenden Mutter, die ihn aus dem Lebensquell der eigenen Brust über die gewöhnliche Zeit hinaus genähret hat.

Der Wallfahrer war der jüngste Sohn und das letzte Kind seiner Eltern. — Seine Mutter stand, als er geboren wurde, in einem Lebensalter, wo die Empfängniß des Weibes gemeiniglich ihr Ende erreicht zu haben pflegt, daher auch die außerordentliche Schwächlichkeit und Reizbarkeit,

die ihm durch die Kinderjahre geblieben ist. Beuth hatte insbesondere die Vermeidung jedweder Aufregung, sei sie körperlich oder seelisch, dringend empfohlen. Das wußte der Kleine und er zog daraus Nutzen zum Besten seines ältesten Bruders, der, ein loser Strick, wie er vom Vater genannt wurde, wegen toller Jungenstreiche, die oft vorkamen, gestraft werden mußte. Der Vater ließ sich bei diesen Bestrafungen von der Lebhaftigkeit seines Temperaments nicht selten zu einem Uebermaaß der Strafe hinreißen. Dann war es der Wallfahrer, der sich auf die Erde warf, mit Aermchen und Beinchen strampelte, sich wälzte und fürchterlich schrie, was den Vater abstehen ließ von weiterer Anwendung des Stocks, nur um das schwächliche Kind zu beruhigen, — das sich ja nicht alteriren durfte!! Hatte Pathin Kathe, zuweilen Zeugin solcher Auftritte, Unrecht, wenn sie von Verziehen des Kröllesken sprach? Die väterliche Erziehungsmethode war eine gar eigenthümliche: der älteste Sohn wurde mit einer Härte behandelt, die er nicht verdiente, der jüngste dagegen mit einer Weichheit, welche in sehr vielen Fällen recht übel angebracht war. Jene Härte milderte sich, nachdem Bruder Fritz das Unglück gehabt hatte, ein Bein zu brechen, diese Weichheit

wurde gesteigert, als Krölleskеn dem Wassertode nahe gewesen war.

Ein Paar Stunden Weges von Cleve entfernt liegt das adlige Landgut Mooyland, d. h. Schönland, offenbar also genannt wegen seiner schönen Lage in herrlichen Umgebungen. Das Schloß Mooyland, der Sitz einer selbständigen Gerichtsbarkeit, war ein ansehnliches und stattliches Gebäude; und die dazu gehörigen Wirthschaftsgebäude umschlossen einen großen Hof. Der reformirte Waisenmeister stand mit dem Gutsherrn von Mooyland auf vertrautem Fuße, und dieser liebte es, seine Freunde in der Stadt zur Sommerszeit oft bei sich zu sehen. Regel war es, daß sie eins ihrer Kinder, oder auch wol ein Paar, mitbringen mußten. So befand sich denn eines Sonntags Bruder Fritz mit in Mooyland in Gesellschaft eines Schulgenossen, der seinen Vater ebenfalls dahin begleitet hatte. Die beiden Burschen tummelten sich auf dem Wirthschaftshofe wacker umher, allerhand Spiele treibend, unter denen Wettlaufen ohne und mit Hindernissen ein Hauptvergnügen war. Sie hatten zwei Wagen, die vom vorigen Tage her, nachdem mit ihnen Heu eingefahren worden war, noch auf dem Hofe standen, mit einem Zwischenraum von etwa dreißig

Schritt so hintereinander gestellt, daß die beiden Deichseln das Hinderniß beim Wettlauf bildeten, welches übersprungen werden mußte. Mehrmals hatten sie den Lauf gemacht und Bruder Fritz, ein sehr behender Läufer, war immer Sieger geblieben. Das verdroß den Mitkämpfer. Beim wiederholten Lauf, als Beide dicht vor dem ersten Hinderniß noch beisammen waren, bekam Bruder Fritz, in dem nämlichen Augenblick, als er den Deichselsprung machen wollte, einen Stoß, der dem Sprung eine falsche Richtung gab; er stieß mit einem Fuß an die Deichsel, was zur Folge hatte, daß er der Länge nach hinschlug und nicht wieder aufstehen konnte; er hatte einen gefährlichen Beinbruch erlitten! So liefen diese Uebungen im Turnen und Turnieren unglücklich ab. Der Mitläufer, er hieß Wurm, ein guter Junge und Herzensfreund von Bruder Fritz, war untröstlich über Das, was er verschuldet.

Zum Amte Uedem gehörte die Ortschaft Uedemerbruch. Sie ist verhältnißmäßig neuern Ursprungs, vermuthlich entstanden, als Prinz Mauritz von Nassau-Siegen kurfürstlich-brandenburgischer Statthalter des Herzogthums Cleve war, denn diesem Statthalter hat das Land Cleve große Verbesserungen in seinem Anbau zu verdanken.

Das Gebiet dieser Ortschaft ist von ansehnlicher Ausdehnung. Wie schon der Name besagt, ist sie in einer urbar gemachten Bruchniederung angelegt. Eine Menge Gräben und Entwässerungscanäle durchschneiden sie, die ihren sehr trägen Abfluß zur Niers haben, einem Nebenflusse der Maas. Schmale geradlinige Wege, mit Weidenbäumen beflanzt, bilden die Straßen des Uedemerbruchs, dessen Häuser sehr weit auseinander liegen, ein jedes Haus in der Mitte des ihm zugewiesenen „Areals" an Bau- und Weideland. Dorthin hatten die Eltern des Wallfahrers ihr Kröllesken einmal mitgenommen, als sie den Geistlichen des Orts besuchten, der ein vertrauter Freund des Vaters war. Es war im Sommer desjenigen Jahres, welches das 18. Jahrhundert beschlossen hat. Die Eltern machten einen Spaziergang durch die Ortschaft, Kröllesken mit ihnen. Mochte das Paar in ein Gespräch vertieft gewesen sein, oder nicht, genug, es hatte nicht bemerkt, daß der kleine Bube, statt vor zu gehen, zurück geblieben war. Die Mutter blickte sich um; sie sah ihr Kröllesken nicht; sie ging hundert und einige Schritt zurück, — welcher Schreck überfiel sie da! Aus dem mit sogenannter Entengrütze ganz grün überzogenen Graben längs des Weges starrten ihr

ein Paar Beinchen entgegen, — Krölleskén war kopfüber in's Wasser gestürzt! Ihn herausziehen, und den Vater herbeirufen, war das Werk eines Augenblicks. Die Mutter trug den Leblosen in das nächste Bauerhaus, wo der Verunglückte rasch entkleidet und von der sorgsamen, theilnehmenden Wirthin, nachdem sie ihn auf den Kopf gestellt hatte, damit er das noch nicht verschluckte Entengrützewasser von sich gebe, in erwärmte Betten gepackt und mit wollenen Tüchern gerieben wurde. Ueber eine halbe Stunde, so erzählten später die Eltern oft, haben sie gefürchtet, ihr Krölleskén werde zu Dem heimgekehrt sein, der ihn gegeben; dann hätten sich schwache Lebenszeichen gezeigt, die von Viertelstunde zu Viertelstunde an Stärke zugenommen, bis er endlich nach Ablauf von zwei Stunden wieder frei geathmet und die Augen aufgeschlagen habe. Wie war es aber zugegangen, daß der kleine Pilger so früh am Ende seiner Wallfahrt angelangt zu sein schien? In dem Graben am Wege hatten viele Frösche ihr Spiel getrieben. Er hatte eine auf dem Wege liegende Weidengerte genommen und nach den harmlosen Thierchen geschlagen, die natürlich davon gehüpft waren; ein großer Frosch aber war am jenseitigen Rande des Grabens ruhig sitzen geblieben, und

hatte den Pilger mit seinen großen Augen gleichsam wie strafend angeblickt; auch ihn zu vertreiben war die Absicht gewesen; allein weil die Gerte für die Breite des Grabens zu kurz war, so mißglückte nicht allein der Versuch, sondern er lief für den Störenfried mit dem Verlust des Gleichgewichts des Körpers ab, die Beine konnten den Oberleib nicht mehr halten, der Kopf kam zuerst in's Wasser! Diese erste Bekanntschaft mit — nassen Todeshallen, — neunzehn Jahre später hat er sie zum zweiten Male kennen gelernt, — hat einen zwiefachen Einfluß auf den Pilger geübt, einen physischen und einen moralischen; physisch: weil er, der vor diesem Ereigniß eine blühende Gesichtsfarbe gehabt, von da an ein blasser Knabe und Jüngling gewesen, was auf's Mannesalter fortgepflanzt worden ist; moralisch: weil er nie wieder nach Fröschen geschlagen und überhaupt nie ein Thier absichtlich getödtet hat, selbst überlästige Fliegen und andere Insekten nicht, lieber hat er, wenn es nicht gelingen wollte, sie zum Fenster hinaus zu treiben, sich von ihnen quälen lassen, als daß er sich entschließen konnte, sie zu tödten; mit Abscheu hat er sich abgewandt, wenn er ein Hausthier mißhandeln sah, und er's nicht hindern konnte; und die Jagd aus Liebhaberei

oder gar aus Leidenschaft, ist ihm von jeher ein Gräuel gewesen; und das Alles, was er sich zum Guten anrechnet, verdankt er dem nahen Wassertode im Uedemerbruch; denn er ist ihm ein Fingerzeig Gottes gewesen, daß, wie groß auch die Gewalt ist, die dem Menschen über die unbelebte und belebte Natur eingeräumt worden, er diese Gewalt doch nicht mißbrauchen dürfe, um das berechtigte Leben aller übrigen Creaturen muthwillig zu stören, oder gar es grausamer Weise zu vertilgen. Grausam aber handelt der Mensch, der aus Liebhaberei die Jagd treibt, und sie zu den „noblen Passionen" rechnet. Stellt sich ein solcher Mensch nicht in die Reihen der blutdürstigen und reißenden Thiere des Geschlechts Felis; und ist es nicht eine Entwürdigung des edelsten Geschöpfes Gottes, wenn es aus der Jagd ein ritterliches Vergnügen macht? Verhältnisse haben dem Pilger geboten, während seiner Tecklenburger Zeit — über die ein folgender Abschnitt dieser Denkblätter berichten wird —, an der Jagd Theil zu nemen; aber es ist immer nur als Zuschauer geschehen, und wie schon gegen die damaligen Jagdgenossen, so hat er auch in späteren Zeiten gegen andere Freunde der Jagd nicht unterlassen, seinen Unwillen und seine Feindschaft gegen diese —

Freundschaft offenherzig und freimüthig auszusprechen; und er hat in mehr als einem Falle die Genugthuung gehabt, daß leidenschaftliche Jäger von den ihnen vorgetragenen Gründen überzeugt worden sind, während andere „blutdürstige und heimtückisch lauernde Bestien vom Katzengeschlecht“ ihn wegen seiner Thierliebe verlacht haben!

In den letzten Zeiten des 18. Jahrhunderts fing das reformirte Waisenhaus zu Cleve allmälig an zu — verwaisen, d. h. es gab in der Gemeinde keine Waisen mehr. Die vorgesetzte Behörde faßte in Folge dessen den Beschluß, das Waisenhaus einstweilen und bis auf Weiteres zu — schließen. Auch die damit verbunden gewesene reformirte Schule wurde einer jüngern Lehrkraft anvertraut, welche, irrt der Wallfahrer nicht, bereits unter dessen Vater als Hülfslehrer an der Schule thätig gewesen war. Dieser Lehrer war ein eingeborner Clevianer, Namens Gottfried Koch. In einem andern Abschnitt dieser Denkblätter wird auf diesen würdigen Mann zurückzukommen sein. Der bisherige Waisenmeister wurde, es war im April 1796, ein Jahr nach dem Baseler Frieden, an die Regierung zu Cleve berufen.

Schon in der Jugend mathematischen und historischen Studien obgelegen, widmete er sich ihnen im reifern Mannesalter mit einer Ausdauer, die ihm eine mathematische Preisfrage gewinnen ließ, welche eine gelehrte Gesellschaft zu Haarlem aufgegeben hatte. Nicht allein, daß dieser Preis ihm das Diplom eines Mitgliedes oder Correspondenten der meisten in den Niederlanden bestehenden gelehrten Maatschappyen und Genootschappen eintrug, unter denen Felix meritis zu Amsterdam obenan stand, er verschaffte ihm auch die persönliche Bekanntschaft einer großen Menge holländischer Gelehrten, da die Haarlemer Gesellschaft die ehrende Aufforderung an ihn hatte ergehen lassen, in ihren Sitzungen von Zeit zu Zeit persönlich zu erscheinen. Die Niederlande waren damals nicht blos eine politische, sondern auch eine Gelehrten-Republik, zu welch' letztern der Grund ebenfalls in den Tagen des Freiheitskampfes gelegt worden war. Jene Aufforderung hatte die Folge, daß der Vater des Wallfahrers regelmäßig ein Mal im Jahre eine Reise nach Amsterdam und Haarlem unternahm, seine gelehrten Freunde in diesen und anderen Städten der sieben vereinigten Provinzen zu besuchen, so in Utrecht, Leyden, Rotterdam, Dortrecht ꝛc. Dieser

lebhafte Verkehr mit den Metropolen der holländischen Gelehrsamkeit führte dann auch die Bekanntschaft mit Buchhändlern herbei, die mehrentheils selbst Gelehrte waren, wie sie es in Holland heut' zu Tage noch zu sein pflegen, und dadurch vorzugsweise entstand die Liebhaberei für Bücher, die zur Gründung einer Bibliothek führte, wie sie im Besitz eines Privatgelehrten selten so groß und umfangreich gewesen ist, als in dem des Vaters des Wallfahrers. Ankäufe auf Bücher-Auctionen in Holland und in Deutschland und durch Auswahl des Leipziger Meß-Catalogs vermehrten diese Bibliothek von Jahr zu Jahr durch Ankunft großer Kisten voll Bücher, alter wie neuer, so daß diese Bibliopolie, die schon in Xanten ihren Anfang genommen hatte, zu einer Art Bibliomanie ausartete, gegen die des Wallfahrers Mutter, mit Rücksicht auf die starke Familie, nicht selten zu Felde zog, und vielleicht nicht ganz mit Unrecht! —

Die Familie bestand aus sechs blonden Kindern, drei Töchtern und drei Söhnen, die dem Alter nach so auf einander folgten: Helene, geboren in Hagen; Friederike, geboren in Xanten; Wilhelmine, Friedrich, Johann und Carl, diese vier geboren in Cleve. Wilhelmine hatte als Kind das Unglück gehabt, ein Auge zu verlieren, indem

sie mit einem Glase in der Hand gefallen war. Ihre regelmäßigen Gesichtszüge wurden dadurch nicht entstellt. Sie ist unter des Wallfahrers Geschwistern diejenige, welche mit der Herzensgüte der Mutter zugleich die Verstandesschärfe und Thatkraft des Vaters geerbt und letztere in schweren Drangsalen folgender Zeiten zum Heile des väterlichen Hauses oft geübt hat. Friedrich kam zur Welt im denkwürdigsten Jahre des achtzehnten Jahrhunderts, in demjenigen Jahre, welches ein großes Volk zum Selbstbewußtsein gebracht hat, die Fesseln zu brechen, in welche es von der Tyrannei einer Fürstenfamilie geschmiedet worden war, die durch die höchste Potenz der Sittenlosigkeit und Liederlichkeit ein Schandmal der Menschheit geworden war, und die durch das Beispiel, das sie Jahrhunderte lang gegeben, einen Theil des edlen Volks, über das sie von „Gottes Gnaden" gesetzt, in den Strudel der Sünde und Verderbtheit mit hineingerissen hatte. Läßt sich von einem Strafgericht Gottes sprechen, so ist die französische Revolution eins gewesen, wie es nie in der Welt geübt worden, denn es hat, ganz verschieden von der englischen Revolution, den engen Kreis, auf den diese zunächst wirkte, weit überschritten, indem es aller Welt in's Gedächtniß zurück-

gerufen, was in Vergessenheit gekommen war, daß nämlich die Völker nicht der Fürsten wegen, sondern die Fürsten der Völker wegen da sind, berufen, ihnen ein glänzendes Vorbild der Sittlichkeit zu sein, an deren Hand geleitet, Menschen und Völker nur allein dem hohen Ziele entgegenstreben können, Gott ähnlich zu werden. Friedrich wurde geboren wenige Wochen nach der Erstürmung und Zerstörung der Zwingburg, welche die Tyrannei erbaut hatte; Johann und Carl sind echte Söhne der Revolution!

Sie haben sich dessen Zeit ihres Lebens gefreut; sie haben Gott gedankt, daß seine Gnade sie gewürdigt hat, in der Morgenröthe des Völkerbewußtseins zur Welt gekommen zu sein, daß sie an den Brüsten der Freiheit die ewigen, unwandelbaren Grundsätze der Sittlichkeit und die davon untrennbaren Menschenrechte mit vollen Zügen eingeschlürft haben, und sie haben sich gelobt, als sie Jünglinge waren, den heiligsten Gefühlen, die sie mit der Muttermilch der Freiheit eingesogen, nie und nimmer untreu zu werden, sich nie zu beugen vor Sittlichunwürdigem, sondern aufrecht zu stehen immer und überall, wo Menschen sind! Und dieses Gelöbniß ist von ihnen gehalten worden. Sie gaben es sich, als sie einst auf Marburgs erhabenem

Felsenschlosse dem Anbruch einer neuen Revolution der Erde entgegensahen, in jenem Zeitraume, als der Siebenschläfer Wilhelm von Hessen, der Seelenverkäufer und Ehebrecher, wie die meisten seines Gleichen, zurückgekehrt war, die Bahn der Tyrannei und Blutsaugerei auf's Neue zu betreten. Es war am Morgen des 1. Januar 1815, als die Sonne hinter Amöneburgs Felsenkegel hervortrat über den Gesichtskreis, wiederum einmal zu bescheinen das schöne Hessenland und seine biederen Bewohner, die in arger Täuschung des Geschiedenen und Gekommenen in Trauerflor sich hüllten, den zu zerreißen sie funfzehn Jahre später nur den halben Muth gehabt!

In der Familie des Wallfahrers waren, wie schon ein Mal erwähnt, drei Sprachen gang und gäbe, die niederländische jedoch als allgemeine Landessprache im engern Kreise des Hauses die vorwaltende, daher denn auch die Eltern ihre Kinder und die Geschwister unter sich bei den niederländischen Vornamen, doch fast nur immer in der Diminutivform, nannten. So hieß der älteste Sohn Fritzken; der zweite Jantje oder auch Jänteken, von Jan, dem niederdeutschen Ausdruck für Johann; der jüngste hieß Karelken, woraus mit der Zeit Kröllesken entstanden war mit Hinblick auf

das blonde Lockenhaar, das ihm in der Kindheit eigen war; denn Kröllen in clevisch-holländischer Volksmundart hieß so viel als kraus sein.

In eine Zeit, die weit liegt vor der Geburt des Pilgers auf der Wallfahrt zur Ruhe und Hoffnung, fallen die ersten Anfänge der Bestrebungen seines Vaters, die Ersparungen, welche er seinem schriftstellerischen Fleiß, — theils durch Abfassung selbständiger Werke im Fache der Geschichte und der Mathesis, theils durch Theilnahme an kritischen Instituten, namentlich an der deutschen Bibliothek, welche der gelehrte Buchhändler Friedrich Nicolai zu Berlin herausgab, und an den Göttingischen gelehrten Anzeigen, verdankte, in Grundeigenthum anzulegen. Die Gelegenheit dazu bot sich in der ehemaligen Herrlichkeit Lymers, die man später das Amt Zevenaer nannte. Dieses Amt liegt auf dem rechten Ufer des Rheins, war also nicht dem Baseler Frieden verfallen; doch wurde es einige Jahre später auf Verlangen Frankreichs vom Herzogthum Cleve getrennt und mit der Provinz Gelderland der batavischen Republik wieder vereinigt, war doch die Herrlichkeit Lymers vor Zeiten ein Lehn des Herzogthums Geldern gewesen. Jene Bestrebungen zur Erwerbung von Grundeigenthum sind

in späterer Zeit fortgesetzt worden, und daraus ist, vorzugsweise begünstigt durch die außerordentliche Sparsamkeit der Familienmutter Maria Elisabeth, der Besitz eines größern Landgutes hervorgegangen, welcher den Familiengliedern des Wallfahrers noch heute das Bewußtsein giebt, kraft dieses Grundeigenthums Bürger eines Landes zu sein, in welchem bürgerliche und politische Freiheit und religiöse Duldung unter Verfassungsformen herrscht, die nach wie vor republikanische sind, wenn auch die Spitze der Republik statt eines Erbstatthalters seit 1815 König genannt wird.

O, Ihr Anbeter der unbeschränkten Monarchie und Autokratie, Ihr Bücklingmacher und Kniebeuger, Ihr Scharwenzler und Speichellecker, die Ihr Nichts gelernt habt als Euch zu sonnen im matten Abglanz der Strahlen besudelter Throne, welche das Blut der Völker in schmachvollster Fleischeslust vergeudet haben, die Euch, erbärmliche Vollstrecker ihres Eigenwillens, verachten, weil Ihr zur Canaille gehört, die nicht von „Gottes Gnaden" geboren; ziehet hin in's Land der Freiheit und Duldung, zu schauen, wie es dem Menschen um's Herz ist, der empfindet, was des Menschen würdig ist, weil er drei Jahrhunderte hindurch wieder

gelernt, was des Menschen Bestimmung in der Gesellschaft ist, nicht ein Pflichtiger allein und gehorsamer Knecht, nein auch ein Berechtigter und im Gemeinwesen ein Mitstimmer!

Unter den Schriften des Pilgervaters ist eine, welche historische Untersuchungen über den Zustand enthält, in dem sich eine gewisse, für die Kultur des Menschengeschlechts höchst wichtige Kunst während des Alterthums befunden hat. Dieses, aus drei Bänden bestehende und mit vielen Kupfertafeln erläuterte Werk hat seiner Zeit bei den Geschichtskennern und in der Gelehrtenwelt überhaupt eine günstige Aufnahme und großen Beifall gefunden. Etwa dreißig Jahre später fand sich ein sehr gelehrter, aber auf physischen wie moralischen Stelzfüßen stolzirender Oberbibliothekar zu Gotha, Namens Ukert, veranlaßt, ein Wort bittern Tadels über jenes Werk laut werden zu lassen. Dieses Wort hat den Sohn des Verfassers tief verdrossen; er hat's aber vergessen, und den Gothaischen Stelzfuß dazu, als er im Jahre 1828 den Veteran unter den deutschen Historico-Geographen in München besuchte: Conrad Mannert. Der liebenswürdige Alte war so freundlich, selbst das Gespräch auf das gedachte Werk zu lenken und seiner in den ehrendsten Ausdrücken zu ge-

denken. Das freute den Sohn, und dieser erfreute damit den damals noch lebenden, geliebten Vater durch sofortige briefliche Mittheilung.

Der Geist muß immer Herr im Hause bleiben, und nie müßig sein! So war des Vaters Sprüchwort, und er hat's geübt bis an sein Lebensende.

Von den Männern in Cleve, deren Andenken im Gedächtnisse des Wallfahrers haften geblieben ist, sind hier nur wenige zu nennen, da die meisten einem spätern Abschnitte vorbehalten bleiben müssen.

Der Director des reformirten Gymnasiums zu Cleve hieß Maas, ein langer, hagerer, dürr aussehender, aber grundgelehrter Schulmann, dessen Lieblingswissenschaft Geographie und Geschichte war. Er hatte des holländischen Predigers Bachiene Erdbeschreibung des heiligen Landes in deutscher Sprache und mit einem Karten-Atlas vermehrt herausgegeben, ein Werk, welches, in Folge der gründlichen Studien in den Quellenschriften jener Zeit, auch heute noch eine Fundgrube tiefen Wissens ist. Maas trieb mit Vorliebe Kartographie. Er besaß eine ansehnliche

Sammlung von Landkarten, besonders Nürnberger von Homann und Amsterdamer von Covens und Mortier und anderen älteren holländischen Landkartenstechern. Maas kannte die Rheinlande, Westfalen und Holland durch Autopsie ganz genau, und alle übrigen Länder der Erde durch Lectüre von topographischen Schilderungen und Reisebeschreibungen. Auf Grund dieser Kenntniß verbesserte er das in seinem Besitz befindliche Exemplar der Landkarten durch handschriftliche Correcturen und Nachträge. Einige dieser von Maas berichtigten Karten sind in die Sammlung des Wallfahrers übergegangen und bilden einen ihrer werthvollsten Bestandtheile; so Homann'sche Karten vom Herzogthum Cleve und von dem Hochstift Münster, die kleine Wiebekingsche Karte vom Niederrheinstrom, eine Mortiersche Karte von Gelderland 2c.

Gleich nach dem Lüneviller Frieden hörte die preußische Verwaltung in Cleve auf, wenn gleich die Beamten der Regierung und Kammer noch in der Stadt so lange blieben, bis das Entschädigungs-Geschäft in Regensburg nach den Vorschriften des ersten französischen Consuls und des russischen Kaisers zum endgültigen Abschluß gekommen war. Beide Behörden blieben auch in ihren Functionen, so weit sich diese auf das rechts-

rheinische Herzogthum Cleve und die Grafschaft Mark bezogen. Doch wurde eine Deputation der Kriegs- und Domainenkammer nach Emmerich verlegt.

Der erste französische Unterpräfect für das Arrondissement Cleve war Dorsch, ein Deutscher aus Heppenheim im Erzstift Mainz, und einst Professor an der Universität zu Mainz, dann ein hervorragendes Mitglied des Jacobinerklubs daselbst, der Gesinnung und dem Wesen nach ganz Franzos, von Gestalt ein kleines, hageres Männchen, beweglich wie Quecksilber und mit einer Volubilität der Zunge begabt, die Staunen erregen mußte. Geschäftskunde und Thätigkeit machten es ihm nicht schwer, sein Arrondissement binnen kürzester Frist nach französischem Fuß zu organisiren. Seinen Collegen in den anderen Arrondissements und dem Präfecten zu Aachen erleichterte er das gleiche Geschäft durch Ausarbeitung einer Statistik des Roer-Departements, die späterhin, 1804, zu Cöln in französischer Sprache gedruckt wurde. Ein werthvolles Werk, was zu einer historischen Quelle für die heutigen preußischen Regierungsbezirke Düsseldorf, Cöln und Aachen geworden ist. Dorsch machte sich durch die Humanität bemerkbar und beliebt, mit der er

bei Umwandlung der Behörde und ihres Personals zu Werke ging.

Der Rhein wurde französischer Seits mit einer Douanenlinie besetzt und scharf bewacht. Die Zollwache war militairisch organisirt und bewaffnet. Sie trug dunkelgrüne Uniformsröcke ohne weitere Abzeichen, als die Abzeichen für die verschiedenen Grade der Beamten. Diese wurden in Cleve allgemein Commisen genannt, von Commis, der Bezeichnung eines der unteren Grade. Der Zolltarif war nicht eben übermäßig hoch, die Revision dagegen überaus scharf und lästig, was der Versuch des Schleichhandels herbeigeführt hatte. Wer über den Rhein kam, wurde bis auf's Hemd untersucht, selbst Frauen, deren Untersuchung weibliche Douaniers vornahmen. Emmerich gegenüber war eine solche Zollstätte mit zwei Revisionsbuden auf dem Banndeich, die eine für Männer, die andere für Frauen. Der Zolldirector hatte in Cleve seinen Sitz. Türk, so hieß er, war ein großer, stattlicher Mann mit buschigem Silberhaar, dazu ein Ehrenmann und von altem Adel, der in der Revolution um sein Vermögen gekommen war. Sein Sohn war einer der Préposés beim Zollwesen. Er verliebte sich in die wunderschöne älteste Tochter des lutherischen Predigers Offelsmeyer und

diese sich in den schönen jungen Franzosen. Seine Bewerbung um ihre Hand wurde vom Vater, einem Franzosenhasser, barsch abgelehnt. Das Paar ging auf und davon, und der Fluch des Vaters folgte der Tochter! Als Offelsmeyer im Jahre 1814, nunmehr Feldpropst der preußischen Armee, mit nach Paris gekommen war, wurde ihm eines Tags eine Dame gemeldet, die sich nicht nennen wollte. Als sie mit drei Kindern eingetreten, warfen sich alle Viere dem Feldprobste zu Füßen. Es war seine entflohene Tochter, es waren seine Enkel! Offelsmeyer nahm zwar den Fluch zurück, nicht aber Kind und Enkel an's väterliche Herz; Du bist und bleibst eine Verworfene, hatte er gesagt, fremd mir und den Meinigen, und die drei Franzosen-Bastarde dazu! Frau von Türk, noch immer eine sehr schöne Frau, war seit vier Jahren Wittwe. Ihr Mann war nach der Flucht aus Cleve Soldat geworden und in Spanien auf dem Felde der Ehre geblieben. Der Kaiser hatte befohlen, der Wittwe des tapfern Capitains eine einträgliche Tabaksverkaufsstelle zu übertragen, und diese war ihr in Etampes, zwischen Paris und Orléans, verliehen worden.

Eines vierten Franzosen erinnert sich der Wallfahrer aus seiner Clevischen Zeit mit warmer

Liebe. Er hieß Gouvion und war Chirurgien-Major so wie erster Arzt in einem zu Cleve errichteten Militairlazareth. Bei Gelegenheit einer plötzlichen Erkrankung der Familienmutter war er, da der Medicinalrath Beuth außerhalb der Stadt gewesen, als Arzt in's elterliche Haus gerufen worden. Von da an blieb der in seinem Fache geschickte, dabei sehr gebildete und höchst liebenswürdige junge Mann ein fast täglicher Gast im elterlichen Hause, innerhalb dessen ein Magnet vorhanden war, der seine Anziehungskraft auf ihn ausübte. Dieser Magnet war des Wallfahrers älteste Schwester Helene, eine reizende Blondine mit himmelblauen Augen und einer Gesichtsbildung, welche durch die in ihr ausgeprägte Unschuld und Herzensgüte einen unwiderstehlichen Zauber übte. Camille, so war Gouvion's Vorname, und Helene wären sicherlich ein Paar geworden, wenn er nicht, in eine höhere Stellung und zur Armee in Italien versetzt, bald darauf in Ausübung seines Berufs gestorben wäre. Sein Andenken ehren die Ueberlebenden bis auf den heutigen Tag!

Noch zweier jungen Leute ist zu gedenken, welche zu den vertrauten Freunden des elterlichen Hauses gehörten, da sie mit den Töchtern desselben aufgewachsen und Schüler der reformirten

Schule gewesen waren, trotzdem sie dem Glauben des alten Testaments angehörten. Salomon, der blonde, und Joel, der schwarze Meyer, Söhne eines reichen Handlungshauses, welches theils in Cleve theils in Wesel etablirt war, hingen mit wahrhaft kindlicher Liebe an ihrem ehemaligen Lehrer, dem reformirten Waisen- und Schulmeister und dessen Gattin, und zugethan waren sie mit brüderlicher Liebe den Kindern des Hauses, in welchem sie als Angehörige betrachtet wurden. Der Unterschied der Religion kam gar nicht in Anregung; es war ein Verhältniß rein menschlicher Empfindungen, welche bei den Eltern des Wallfahrers, trotz ihrer Frömmigkeit, von der liberalen Anschauungsweise, den die reformirte Lehre vom Christenthum und von der Religion überhaupt hat, gefördert wurden; und dieses schöne Verhältniß hat bis an's Lebensende der Betheiligten fortbestanden.

„Nur ein Narr kann Juden wegen ihrer Religion geringer als anders Gläubige achten, aber die Renegaten haben immer kein ganz zu verwerfliches Vorurtheil wider sich."

Diese Ansicht des „Verstorbenen," die er in einem seiner Briefe aus London vom Novbr. 1826 bei Gelegenheit eines Besuchs auf dem Landgute

Rothschild's ausspricht, unterschreibt der Wallfahrer aus vollem Bewußtsein und mit freudigem Herzen als seine selbststeigene. Während eines langen Lebens hat er unter denen, die den einzigen, alleinigen Gott anbeten, verhältnißmäßig weit mehr brave und edle Menschen kennen gelernt, als unter denen, welche an einen dreieinigen Gott glauben; — oder, wenn er sich eines vulgären Ausdrucks bedienen darf: er hat unter den Juden mehr Christen als Juden, unter den Christen mehr Juden als Christen gefunden.

Der Verstorbene — (auf den diese Denkblätter in einer der folgenden Abtheilungen vielleicht zurückkommen) — fügt jenem Ausspruch Nachstehendes hinzu:

„In drei Fällen möcht' ich jedoch den Juden unbedingt erlauben, die Religion zu wechseln. Einmal, wenn sie sich wirklich einbilden, nur unter dem Namen Christen selig werden zu können; zweitens ihren Mädchen, wenn diese einen Christen heirathen wollen, und ihn nicht anders bekommen können; drittens, wenn einmal ein Jude zu einem christlichen Könige erwählt werden sollte, was auch nicht unmöglich ist, da ja noch weit geringere als jüdische Barone, und solche, die noto=

risch gar keine Religion hatten, in neuerer Zeit schon öfters den Thron bestiegen."

Einverstanden mit Nr. Eins! Einverstanden mit Nr. Zwei! Nicht aber einverstanden mit Nr. Drei! Warum sollte nicht ein jüdischer König auf dem Throne eines christlichen Landes sitzen können? Auf den Thron gehört die Sittlichkeit in höchster Potenz, also Ehrlichkeit und Rechtschaffenheit, es gehört auf ihn Geist und Charakterstärke, fester Wille und Thatkraft. Wer will, wer kann diese nothwendigen Eigenschaften eines Throninhabers Dem absprechen, der da glaubt an Moses und die Propheten?

Von den beiden Brüdern Meyer aus Cleve ist einer, wenn auch nicht ein politischer König, doch ein König der fortschreitenden gewerblichen Kultur geworden, der König eines Industriezweiges in der Hauptstadt des Preußisches Staats, der vor ihm dort nicht bekannt war: Joel Meyer wurde im Jahre 1816 der Begründer des öffentlichen Straßen- oder Droschkenfuhrwesens in Berlin, und dadurch ein Wohlthäter von Hundert-Tausenden von Menschen, ein Ernährer von Tausenden von Familien!

Der Clevische Gesundbrunnen zog zur Kurzeit eine Menge Fremder von nah und fern nach Cleve, besonders Niederländer mit ihren Familien, welche während der guten Jahreszeit in der romantischen Hügellandschaft Erholung von den anstrengenden Arbeiten des Handelscomptoirs suchten. Der schönen Natur im Thiergarten war unter den letzten Herzogen die Kunst zu Hülfe gekommen durch Anlage von Wasserkünsten, eines Amphitheaters, eines Doolgartens, und eines besondern Lustwaldes, der wegen seiner Bodenbeschaffenheit Berg en Daal hieß und woselbst dem Prinzen Mauritz von Nassau ein Denkmal errichtet war, dem Erneuerer und Erhalter dieser Anlagen zum „Nutzen und Vergnügen des Publikums." Nach dem Abgange dieses Statthalters und dem Ableben seines Machtgebers, des Kurfürsten Friedrich Wilhelm zu Brandenburg, hatten auch dessen Regierungsnachfolger, die zwei ersten Könige in Preußen, für die Instandhaltung jener Anlagen Sorge getragen; allein unter dem dritten Könige kamen sie, während des siebenjährigen Krieges, der Cleve fast beständig in den Händen der Franzosen hielt, in Verfall, dem Friedrich II. nicht gründlich abhelfen ließ, weil er den größten Theil der jährlich auf dem Bauetat stehenden Gelder zu

Bayerische Staatsbibliothek München

seinen Privatbauten in Sanssouci verbrauchte. Sein Neffe, Friedrich Wilhelm II., ließ die Anlagen am Clevischen Gesundbrunen und im Thiergarten ganz verkommen, brauchte der doch das Geld zum Bau des Marmorpalastes an einem — heiligen See, und zu ganz anderen Zwecken, wodurch der Name des Sees gewaltig entheiligt wurde!! Die Folge dieser Vernachlässigungen war, daß der Fremdenverkehr in Cleve sehr in Abnahme gerieth und dadurch der Nahrungsstand der Stadt nicht wenig Einbuße erlitt; was aber machte sich daraus ein Fürst, der ein Hoherpriester war aller Weichlichkeiten und Ueppigkeiten der Fleischeslust? Auch der Krieg hatte das Seinige beigetragen zur Verminderung der Kurgäste am Clevischen Gesundbrunnen, wo die Familie Roberts eine, in ihr gleichsam erblich gewordene, vortrefflich eingerichtete Oekonomie unterhielt, die von den Bewohnern der Stadt fleißig besucht wurde. Größere Ausflüge machte man nach den schön gelegenen Dörfern Materborn, Rindern u. a. Rindern war wegen seines Obstbaues, besonders in Zwetschken, berühmt.

In späteren Zeiten hat Graf Anton zu Stolberg-Wernigerode dem Wallfahrer oft erzählt, daß, als er nach dem Weltfrieden und nach der Or-

Bayerische Staatsbibliothek München

ganisation der preußischen Rheinprovinz im Jahre 1816, Präsident der Regierung zu Cleve geworden, sein Hauptaugenwerk mit auf Wiederherstellung des Thiergartens und seiner Anlagen, die er ganz verwildert vorgefunden, gerichtet gewesen und er Sorge dafür getragen habe, daß eine bestimmte Summe zur Unterhaltung auf den Etat gekommen sei. „Denn“, fügte Graf Anton hinzu, „ich sah sogleich, als ich nach Cleve kam, daß der Gesundbrunnen mit eine Nahrungsquelle der guten Clevianer und es daher Pflicht des Königs sei, diese Quelle, welche durch fast völliges Schwinden des Fremdenverkehrs während der französischen Herrschaft ganz verstopft war, wieder zu öffnen. Ich habe, so lang' ich das Präsidium der Clevischen Regierung geführt, alles Mögliche gethan, um den Thiergarten und seine Anlagen wieder in bauliche Würden zu bringen, und die Genugthuung gehabt, daß meine Bemühungen nicht ohne Erfolg geblieben sind; denn nicht allein, daß die Sommerfrequenz wieder begonnen und außerordentlich zugenommen hat, es haben sich auch einzelne holländische Familien, die sich von den Geschäften zurückgezogen, in Cleve angesiedelt und am Wege von der Stadt nach dem Thiergarten Wohnhäuser erbaut, wor-

aus, wenn es so fortgeht, eine Vorstadt, oder ein neuer Stadttheil entstehen kann."

Ehre sei dem edlen Grafen, daß er für Cleve, des Wallfahrers Geburtsstätte, also Sorge getragen; Ehre aber auch dem Könige, der das wieder gut gemacht, was sein Vater durch Vernachlässigung und durch gänzliches Aufgeben, durch Ausbrechen dieser Perle in Preußens Krone, an Cleve Uebles gethan!

Am 1. Januar des Jahres 1820 wanderte der Pilger in Gesellschaft seines treuen Dieners Kay spät am Nachmittag aus Arnsberg, um in Hamm zu übernachten; denn er wollte am folgenden Tage bei Zeiten in Münster eintreffen, war der 2. Januar doch der Geburtstag seines lieben Vaters. Am Abend dieses Tages sprach der Vater zum Pilger: „Ich danke Dir, mein lieber Sohn, daß Du diesen Tag nicht versäumt hast; es ist vielleicht das letzte Mal, daß ich Dich an diesem Jahrestage sehe. Zur Bethätigung meines Danks übergeb' ich Dir hier diese Blätter, die seit zweiundzwanzig Jahren in meinen Händen sind. Ihr Verfasser ist Fr. N. in Berlin, der mein Freund

war, längst aber in die Gefilde des ewigen Friedens heimgegangen ist. Liesest Du diese Handschrift, so wird es Dir recht lebendig inne werden, daß Gott der Herr das Preußische Königshaus wunderbar gerettet hat, seitdem die Tugend auf den Thron zurückgekehrt ist." Der Wallfahrer läßt diese Blätter folgen!

[Der Herausgeber nimmt aber Anstand sie drucken zu lassen! Unter der Aufschrift „Oheim und Neffe und des Neffen Liebchen. Ein Charakterbild aus dem 18. Jahrhundert" und mit dem Motto: „Difficile est satyram non scribere" enthält diese Denkschrift, welche mindestens sechs Bogen füllen würde, eine Charakterschilderung Friedrichs II. und Friedrich Wilhelms II., so wie des letztern Verhältniß zur Wilhelmine Enke, einer Trompeters-Tochter aus Dessau, bekannter unter dem Namen Gräfin Lichtenau. Nur den Anfang und das Ende der Denkschrift setzt der Herausgeber hierher.]

Der Anfang lautet also:

„Der dritte der preußischen Könige ist schon bei seiner Lebenszeit, noch mehr aber nach seinem Tode, der „Große," sogar der „Einzige" genannt worden; allein wie groß auch die Eigenschaften dieses Königs gewesen sind, wie einzig in ihrer

Größe, er hat es es nicht vermocht, Das zu überwinden, was die Pfaffen Erbsünde nennen, und ihr Zögling, das unwissend gehaltene, gedankenlose Volk! Mit anderen Worten: der Philosoph auf dem Throne ist nicht frei gewesen von den Schwächen, die der menschlichen Natur für alle Zeiten ankleben, und die zu besiegen nur wenigen unter den Denkern gelingt. Diese Schwächen traten bei diesem Könige eben so scharf hervor, als die starken Kräfte seines Geistes. Friedrich II. hat sehr große Schwächen besessen!

„Die erste und größte seiner Schwächen war — die Selbstsucht!"

„Unter allen Menschen unsers Jahrhunderts, die sich einen Namen gemacht, ist Friedrich II. der größte Egoist gewesen!"

Das Ende der Denkschrift schließt mit folgenden Worten:

„Des Oheims Selbstsucht hat einen großen Sieg errungen! Nur seine Regierung wird in der Geschichte glänzen; die des Neffen wird man übersehen, und man wird wohl daran thun, um die Nachkommen nicht an Schmachvolles zu erinnern.

„Was Fénélon einst vom Kurfürsten Max Emanuel von Baiern schrieb: — Il est bien prince, c'est à dire faible dans sa conduite et corrumpu

dans ses mœurs, — das läßt sich auch vom vierten Könige auf dem preußischen Throne sagen!

„Die Verderbtheit seiner Sitten hat auf die sogenannten gebildeten Stände in der Hauptstadt des Landes den schauerlichsten Einfluß der Verwilderung geübt. Das eheliche Familienleben in Berlin ist bis auf den Grund untergraben: Ehebruch ist bei Männern und Frauen an der Tagesordnung. Gatten schämen sich nicht, ihre Gattinnen, Väter und Mütter finden nichts Böses darin, ihre Söhne und Töchter zu den Festen zu führen, welche in öffentlichen Freudenhäusern schamlos zur Schau gestellt werden: da sieht man in dem vornehmsten dieser Häuser, wo sich die Schubitz — so heißt die Bordellwirthin — je nach dem Rang des Gastes einen Friedrichsd'or abwärts bis zu einem Thaler Eintrittsgeld geben läßt, Minister und Referendarien, Generale und Fähnriche und Junker ein lustiges Leben treiben, wie es nie dagewesen ist; und in den Tabagien der unteren Stände findet das lockende Beispiel seine gemeine Nachahmung in den scheußlichsten Orgien!

„Les extrêmes se touchent!" Wie in Sachsen das Schandleben am Hofe der Auguste einen Zinzendorf und die Herrnhuter hervorrief, so hat das 18. Jahrhundert des würtembergischen Hoflebens

auch die Pietisten am Neckar, und die Regierungszeit Friedrich Wilhelms II. von Preußen ein Wöllnersches Religions-Edikt und die heuchlerische Scheinheiligkeit zur Welt gebracht."

„Was Alles hat der tugendhafte Sohn und Großneffe wieder gut zu machen!"

Geschrieben zu Berlin im Januar 1798.

Münster unter preußischer Herrschaft.

1803 — 1806.

Das Hochstift Münster war durch geheim gehaltene Sonderverträge mit dem Machthaber in Frankreich dem Könige von Preußen zugesagt worden als eine der Entschädigungen für die durch den Lüneviller Frieden abgetretenen Länder auf dem linken Rheinufer, aber erst der Reichsdeputationsschluß vom 25. Februar 1803 gab diesen die deutsche Reichsverfassung immer tiefer untergrabenden Sonderverträgen rechtliche Wirkung, indem er zugleich nur einen Theil des Oberstifts an Preußen überwies, der aber den fruchtbarsten und bevölkertsten enthielt. Er umfaßte die südöstlichen Gegenden von der Lippe abwärts, auf der Ostseite mit dem Paderbornschen, dem Osnabrückschen und der Grafschaft Tecklenburg, und auf der

Westseite an eine willkürlich gezogene Linie stoßend, welche an der Mündung der Stever beginnend in nordwestlicher Richtung zog, und jenseit deren die Entschädigungslande des Herzogs von Croy, der Salmschen und des Fürsten von Looz-Corswaren lagen. Gegen Norden lief die Gränze an der Ems in einer Spitze aus.

Dieses Gebiet vom Oberstift nannte der König von Preußen sein Fürstenthum Münster. Es enthielt die Stadt Münster, die in Folge jener in Regensburg auf einer gewiß ganz alten, aus dem siebenjährigen Kriege stammenden französischen Karte völlig willkürlich gezogenen Linie der westlichen Gränze bis auf ein Paar Stunden Weges nahe lag; die neue Lecoqsche Karte von Westfalen hatte man nicht zu Rathe gezogen, das ergab sich aus den ganz wunderlichen Namen, die in dem betreffenden Artikel des Recesses gelesen wurden, und die im Lande selbst kein Mensch kannte. Freilich war die genannte Karte damals noch nicht im Druck erschienen; allein dem preußischen Bevollmächtigten am Reichstage hätte es nur einen Brief nach Potsdam gekostet, und Oberst Lecoq hätte ihm gewiß eine Copie der entsprechenden Sectionen seiner Karte mitgetheilt.

Aehnliches wie beim Reichsdeputations-Receß

ist bei anderen Staatsverträgen auch vorgekommen, u. a. in dem Schönbrunn-Wiener Vertrage von 1809 bei Bestimmung der neuen Gränze zwischen Oesterreich und Baiern, im Innviertel. Auch 1815 in Wien. Die Herren Diplomaten haben sich in geographischen und topographischen Fragen als Knaben von der Schulbank kund gegeben.

Die Kriegs- und Domainenkammer in Cleve, und die Deputation, die sie in Emmerich hatte, wurde nach Münster verpflanzt, um die Verwaltung des neuen Fürstenthums zu übernehmen, eben so die Regierung für die oberste Pflege des Rechts und aller ihr verfassungsmäßig überwiesenen Geschäftszweige. Der Wallfahrer erinnert sich nicht, daß irgend einer der bei diesen Oberbehörden angestellten Beamten, oder sonst ein königlicher Diener in Cleve zurückgeblieben sei, um den Franzosen zu dienen. Alle zogen mit nach Münster, selbst der Prediger der lutherischen Gemeinde, und der Lehrer und die Lehrerin der reformirten Schule in Cleve.

Es war gleichsam eine Völkerwanderung im Kleinen, wenigstens ein Caravanenzug preußischer Beamten protestantischen Bekenntnisses, der nach der erzkatholischen Stadt Münster sich bewegte.

Des Wallfahrers Familie bildete eine kleine

Caravane für sich und ungefähr den Schluß der großen.

Die Verzögerung kam daher, daß des Vaters Bibliothek beim Einpacken große Mühe machte, und mehr Zeit erforderte, als erwartet worden war. Es mußten erst Kisten dazu gezimmert werden. Der Schreiner nahm als Bretter die Repositorien, in denen die Bücher gestanden hatten. Diese mußten also herausgenommen werden, was, weil der Vater in diesen Tagen amtlich übermäßig beschäftigt war, von dem Schreiner und seinen Gesellen geschah, die es nicht kümmerte, ob die in den Fächern nach Wissenschaften geordneten Bücher auf dem Fußboden zusammengestellt wurden, die vielmehr Alles bunt durcheinander warfen. Als der Vater, amtsfreier, nun nachsah, wie weit der Herr Schreinermeister in seiner Arbeit vorgeschritten, erblickte er die Bescheerung, die seinem bibliopolischen Sinn für Ordnung ein Gräuel war. Gern wär' er in seiner Lebhaftigkeit dem Ordnung verachtenden Künstler von dem Hobel, der kalt- und stumpfsinnig zuschaute, wie der Vater sich ärgerte, auf den Leib gegangen, allein was hätt's geholfen? Der Verdruß wäre nur ärger geworden. Es blieb nichts Anderes übrig, als mit dem Wiederordnen der Bücher an's Werk

zu gehen, damit jedes wissenschaftliche Fach seine besondere Kiste bekäme. Darüber vergingen mehrere Tage. Endlich war die Bibliothek eingepackt, die Kisten wurden auf mehrere Frachtwagen geladen, und ihnen noch vieles Hausgeräth aus dem Departement der Mutter zugesellt, und die Wagenreihe unter Leitung eines sichern Fuhrherrn nach Münster in Bewegung gesetzt. Der Uebergang über den Rhein bei Emmerich auf den gewöhnlichen Ponten oder Fährfahrzeugen, wie sie damals auf dem Rheine in Gebrauch waren, hatte seine Schwierigkeiten gehabt, und die Revision Seitens der Zollbehörde.

Einige Tage nachher folgte die Familie. Der Abschied von Cleve, wo die Eltern so lange Jahre gelebt und viele glückliche neben vielen unglücklichen Tagen erlebt hatten, war schwer. Vier ihrer Kinder, die jüngste Tochter und die drei Söhne, hatten in Cleve das Licht der Welt erblickt. Eltern und Kinder nahmen von jeder Stube, jedem Winkel, von der Küche und dem Keller, und von dem schönen Terrassengarten, in dem sie so froh und heiter gewesen waren, besonders Abschied. Einem Jeden standen Thränen in den Augen. Die Familie stieg nicht gleich am Waisenhause in die Reisewagen, sondern ging zu

Fuß durch die Stadt, um die Straßen noch ein Mal zu begrüßen, die Middel-Poort und die Häuser, in denen sie vergnügt gewesen waren. Rührend war es, wie so viele alte Freunde vor ihre Häuser traten, und den Scheidenden ein letztes Lebewohl zuriefen. Erst außerhalb der Brug-Poort am Spoygraben wurden die Wagen bestiegen. Es waren ihrer zwei für die Reisenden selbst, und ein Packwagen für Hausgeräth, was mit der Bibliothek nicht hatte fortgeschafft werden können.

Die Reisewagen waren damals noch nicht so bequem eingerichtet, wie sie es gegenwärtig sind: eng und kurz mußten sich die Reisenden zusammenpressen und wußten die Erwachsenen, die in einen solchen Kasten eingeklemmt wurden, oft gar nicht, wo sie ihre Beine lassen sollten. In der ersten dieser, auch im Aeußern gar wunderlich aussehenden Fortbewegungsmaschinen saßen die Eltern und die beiden jüngsten Söhne, in der zweiten zwei Töchter, der älteste Sohn, Azor der Haushund, und ein Bauer mit einem Lieblings-Canarienvogel der Mutter, den sie nicht hatte zurücklassen wollen; Bruder Fritz mußte den Käfig im Arme halten, damit er nicht umfalle.

Der Weg ging nach dem Rhein bei Emmerich. Auf halbem Wege liegt das Dorf Kellen, wo man

vermittelst einer Pont über den alten Rhein setzen muß. Ach, so oft war man in diesem Dorfe gewesen zum Besuch bei dortigen Landleuten, die Butter und Eier in's elterliche Haus gebracht hatten, und die man nun nicht wiedersehen sollte. Und als die Reisenden an den Rhein kamen und von den französischen Zollbeamten noch an die Pont begleitet wurden, als die Pont sich nun in Bewegung setzte und in der Mitte des breiten Stromes schwamm, da war es dem Vater und der Mutter und den älteren Kindern, als sollte der Schmerz sie übermannen!

War dieser schöne, breite Strom von jetzt ab nicht Deutschlands Gränzstrom!

Die Reise von Cleve nach Münster wurde in drei Tagen gemacht. Am ersten ging es über Emmerich und Anholt nach Bockholt, immer durch fruchtbare, angebaute Gegenden, die am zweiten Tage über Borken und Velen nach Koesfeld von trostlosen Haideflächen ersetzt wurden, welche nur hin und wieder in Kämpen und Bauerhöfen Abwechselung fanden. Am dritten Tage endlich ging es, Anfangs am Fuße einer Hügelkette, über Nottuln, dann in einer ganz ebenen Gegend, aber auf der ganzen Strecke durch mehr angebautes Land, als Tags vorher, nach Münster.

Während der drei Reisetage war die Witterung gut, beständig heiterer Himmel und große Wärme, die auf den baumlosen Ericafeldern, ohne Schatten gegen die unmittelbar wirkenden Sonnenstrahlen, beschwerlich wurde. Es war im hohen Sommer.

Die Caravane zog durch das Neue Thor in Münster ein. Es war noch früh am Tage.

Die Familie fühlte sich überrascht, als die Wagenreihe über einen freien, mit einer Allee junger Bäume bepflanzten Platz, auf dem ein großer, unscheinbarer Schuppen stand, in eine Straße einbog. Die Ueberraschung war aber nicht eine wohlthuende, sondern unerquicklich, wie selten eine. Statt einer breiten Straße mit regelmäßig gebauten Häusern, wie die Einbildungskraft sie in den jungen Gemüthern geschaffen hatte, und in der großen Stadt Münster, der Hauptstadt des weiland größten Hochstifts im heil. Röm. Reich deutscher Nation, als unfehlbar vorauszusetzen das erste Recht zu haben vermeinte, gelangte man in eine schmale Gasse, mit kleinen, niedrigen, hüttenähnlichen Häusern, die Giebel nach der Gasse gerichtet, und die meisten nur mit zwei Fenstern und der Thür daneben, der Giebel in seiner Spitze bald nach vorn, bald nach hinten gebeugt, als

drohe die Hütte nach der Gasse oder nach dem Hinterraum, den man Hof nennen mochte, einzustürzen, das eine Giebelhaus vor-, das Nachbarhaus zurückspringend. Und dazu die Gasse mit kleinen, spitzen und auf die hohe Kante gestellten, weiß aussehenden Steinen gepflastert, die den Wagenrädern eine hüpfende Bewegung mittheilten, welche den in den Wagen sitzenden Menschen eben keine angenehme Empfindung erregte. Es war, wie sich später ergab, die Jüddefelder Straße!

In dieser häßlichen, schmutzigen Stadt sollen wir künftig leben? klagte die Mutter im ersten Wagen; o, unser liebes, hübsches, reinliches Cleve, wir finden es nirgends wieder! Und dabei traten der guten Mutter Thränen in die Augen.

Der Vater tröstete. Siehe da den hohen, massigen Kirchthurm, sagte er, als wir in eine etwas breitere Gasse einbogen; eine Stadt, die so stattliche Kirchengebäude besitzt, kann im Innern auch nicht anders als schön sein. Der Vater glaubte selbst nicht an das, womit er die Mutter zu beruhigen suchte. Die eine Seite dieser zweiten Gasse, die Rosenstraße genannt, war von einer hohen Mauer gebildet, welche die Kirche zu Unserer Lieben Frau und die Gebäude des geistlichen Stiftes in Ueberwasser, wozu die Kirche gehörte,

die zugleich Pfarrkirche war, nebst einem großen Garten, umfaßte; auf der linken Seite der Rosenstraße standen bürgerliche Wohngebäude, die wirklichen Häusern schon mehr glichen, als die Hütten der Jüddefelder Straße; in der Mitte dieser Häuserreihe stand eine Kirche mit zwei Spitzthürmen, von der Gasse abgesondert durch eine, mit einem hohen Portal in der Mitte und zwei Pforten an der Seite versehene Mauer; es war die Kirche des Klosters der Observanten, dessen Gebäude von der Kirche verdeckt waren.

Die Wagen gingen über eine kleine Brücke, mit der Statue eines Heiligen der Kirche geschmückt, an der eine ewige Lampe brannte. Rechts war ein ziemlich großes Wasserbecken, links klapperten die unsichtbaren Räder einer Wassermühle, der gräflich Plettenbergschen.

Jenseit der Brücke wurde die Gasse wieder schmaler, ihre Häuser aber nahmen eine stattlichere Gestalt an. Sogleich kam wiederum auf der linken Seite ein Kirchengebäude zum Vorschein, klein, mit niedrigem Thurm, der heiligen Maria Magdalena geweiht.

Dicht an dieser Kirche rauschte es auf der rechten Seite gar gewaltig. Von einem hohen Wehr stürzte das Wasser des Aaflüßchens in ein brei-

tes Becken, jenseit dessen, über hohen Bäumen, die in dem Garten einer der Domcurien standen, die beiden Thürme der Cathedralkirche hervorragten, welche auf höherem Boden steht, als die Straße, in der sich die Caravane langsam fortbewegte; es war der Spiekerhof.

Die Straße wurde, jenseit eines kleinen Platzes, noch schmaler und durch die Höhe der Häuser dunkler; was sie aber von allen bisher gesehenen Straßen unterschied, waren Arkaden, in anderen alten Städten Deutschlands Lauben genannt, welche auf der rechten Seite der Straße längs der ganzen Häuserreihe liefen, und sich von da an, fast ohne Unterbrechung, durch den ansehnlichsten und belebtesten Theil der Stadt bis an die Rothenburg erstrecken. Diese architektonische Einrichtung, für die Mutter und den jüngern Theil der Einziehenden eine ganz neue Erscheinung, hat das Mittelalter ohne Zweifel gewählt, um Raum für die Bewegung in Straßen und Gassen zu gewinnen; ob sie aber die Bequemlichkeit in den Wohnungen und die Erwärmung derselben zur Winterszeit gefördert habe, ist eine Frage, die angezweifelt werden darf. In diesen Bogengängen herrscht beständig ein lebhafter Luftstrom, der sich auf dem obern Stock der Häuser fortpflanzt und

die Fußböden der Zimmer erkältet, insonderheit wenn die Arkaden nicht gewölbt sind, wie es in Münster meistens der Fall war.

Die Sträße erweiterte sich. An ihrem Ende sah man links ein größeres Gebäude, dessen Vorderseite, nach dem breitern Theil der Straße gerichtet, mit vier Säulen geschmückt war, und dessen Bauart sich mit der der übrigen Gebäude gar nicht in Einklang bringen ließ. Es war, wie sich späterhin ergab, das Schauspielhaus, welches unter dem vorletzten Fürstbischof Maximilian Friedrich von der Regierung des Hochstifts erbaut worden war. Der erweiterte Theil der Straße hieß der Roggenmarkt. Rechts und links Giebel, die sich staffelförmig in eine Spitze verliefen, einige mit der seltsamsten Ornamentik, andere mit der Bildsäule der Jungfrau oder eines Heiligen auf dem Gipfel. Auf der linken Seite des Roggenmarktes war über dem Eingange eines Gebäudes das preußische Wappen mit den zwei wilden Männern angebracht; in schwarzweißem Gewande stand ein Schilderhaus davor, und ein Füsilier ging, das Gewehr im Arm, vor dem Gebäude auf und ab. Blau angestrichene lange Wagen mit Orangestreifen sperrten den Durchgang. In diesem Gebäude war das Postamt, und unmittelbar daneben ein

einfacher „Wilder Mann", unter dessen Schutz die Einwanderer in Münster durch einen hohen Thorweg dieses Gasthofes unter Dach und Fach gelangten.

So war die Reise von Cleve nach Münster; so der Einzug in die Stadt, die der Familie des Wallfahrers eine neue Heimath werden sollte.

Wol an die acht Tage gab der „Wilde Mann" gastfreundliche Herberge gegen Geld und gute Worte, gegen hellklingende Schillinge, Blamüser und anders benannte münstersche Münzsorten, in welche die aus dem Stüberlande Kommenden sich gar nicht finden konnten.

Nachdem der Vater bei seinen Vorgesetzten sich gemeldet hatte, begann er mit der Mutter und der ältesten Tochter Lena die Wanderung durch die Stadt, eine Wohnung zu suchen. Der Zuzug so vieler Familien machte die Wohnungen knapp. Jede der eingeborenen Familien bewohnte Ein Haus, meist ihr Eigenthum, ein Erbenhaus oft seit Jahrhunderten im Besitz der nämlichen Familie. Keine wollte Räume darin abgeben; das widersprach der Landessitte, am allerwenigsten an die

Ketzer, die sich mit einem Mal in ihre Stadt drängten. Den preußischen Beamten mittlern und niedern Ranges erwuchsen aus dieser Stimmung der münsterschen Bürgerschaft, und dem Haß, den sie nicht im mindesten zu verschleiern suchte, große Verlegenheiten. Die höheren Beamten, die Präsidenten und andere Vorsteher von Behörden, hatten in der Beziehung keine Sorge; sie hatten die fiskalischen Gebäude, die an den neuen Landesherrn übergegangen waren, auch ein Paar vacant gewordene Domcurien für sich in Anspruch genommen, und in den meist stattlichen Gemächern derselben ihr neues — Nest ganz behaglich aufgeschlagen und eingerichtet. Nicht so die Beamten jener vorher erwähnten Kategorien. Die, hatten sie Frau und Kinder, mußten lange suchen, bevor sie einen Fleck fanden, von dem sie sagen konnten: hier ist dein Wohn- und Ruheplatz! Sie mußten ein ganzes Haus miethen oder auch gleich kaufen. Die Eltern des Wallfahrers fanden endlich eins in einer, vom Mittelpunkt der Stadt zwar nicht entlegenen, aber sehr engen Gasse, in der Kirchherrengasse, nach dem Pfarrhaus von St. Lamberti so genannt, neben dem das miethsweise erworbene Häuschen belegen war.

Gewöhnt an die Clevisch-Holländische Reinlich-

keit und Sauberkeit machte es auf die Glieder der Familie einen kaum zu beschreibenden Eindruck des — Entsetzens, als sie von alle Dem, was mit ihrer Denk- und Lebensweise auf's Innigste verwachsen war, gerade das Entgegengesetzteste fanden, im „Wilden Mann" Fußböden, die seit einem Jahre nicht einmal mit einem Reißbesen, geschweige denn mit Schrubber und Wasser gereinigt worden zu sein schienen, so dick war die Kruste von Straßenschmutz und Unrath, die sie deckte. Niemand hatte daran gedacht, eine Bürste zum Reinigen der Schuhe und Stiefel auf dem Hausflur anzubringen, vor keinem Zimmer lag eine Strohmatte; das Alles waren damals in Münster Luxusartikel, die für überflüssig, ja für Ziererei gehalten wurden. Dicker Staub lag auf den plumpen, dicken, schwerfälligen Möbeln von Eichenholz, in deren Form sich auch nicht die geringste Spur von Eleganz zeigte, ohne von der Bequemlichkeit zu sprechen, an der es ihnen gänzlich fehlte. Teller und Tassen, Löffel, Messer und Gabeln waren schmutzig, wenn sie in Gebrauch gegeben wurden. Die Mutter und die Schwestern mußten erst Alles abwischen und zwar mit eigenen Tüchern, da die von der Hauswirthin des „Wilden Mannes" gegebenen so aussahen, als könnten sie nicht,

wie die Mutter sich ausdrückte, mit einer Ofenzange angefaßt werden.

Kurz, Unreinlichkeit, Schmutz und Unrath an allen Enden und Ecken! Und so war es, wie sich späterhin ergab, in allen bürgerlichen Familienkreisen. Selbst die vornehmen Häuser waren nicht frei davon, wenn gleich in ihnen diese Schattenseite der Münsterschen Lebensweise nicht so grell hervortrat.

Kein Zweifel, daß die Sitten und Gewohnheiten der aus Cleve eingewanderten Familien auf die eingeborenen Münsteraner wohlthätig eingewirkt haben: langsam zwar, aber doch augenscheinlich, nahmen jene Schatten allmälig eine hellere Tinte an. Die Leute wurden es sich bewußt, daß der Sinn für Reinlichkeit, wie er in Cleve und noch mehr in Holland, und hier sogar bis zum Exceß, herrschte, auch sein Gutes habe, daß sich unter seiner Herrschaft eigentlich doch angenehmer leben lasse, als nach der Väterweise. Nur sträubte sich das katholische Gefühl des Münsteraners gegen Alles, was von den protestantischen Preußen, den Verhaßten, kam; und darum hat es lange gedauert, ehe der Sinn für's Schöne, dem das Saubere und Reinliche auch angehört, in Münster zum Durchbruch gekommen ist.

Ja, verhaßt waren die Preußen! Die Münsteraner sahen den König von Preußen als einen Usurpator an, als ihren natürlichen Feind, der es hintertrieben, daß ein Hochstift Münster nicht von Bestand geblieben, und Anton Victor von Oesterreich, Kaisers Franz jüngerer Bruder, nicht auf den Bischofsstuhl von Münster gestiegen. Der münstersche Bürgersmann hatte keinen Begriff vom Geiste der neuen Zeit, er ließ sich nicht belehren, er wollte nicht aufgeklärt sein, die geistlichen Herren, seine Beichtväter, wußten es besser, und diese dem niedern Clerus angehörenden Geistlichen, die Pastore, die Kapelläne, auch die Klostergeistlichen, thaten Alles, was in ihren Kräften stand, die Bürgerschaft in den Ideen der Vergangenheit zu bekräftigen, und ihr die schöne Zukunft bestimmt in Aussicht zu stellen, die Anton Victor nach Münster führen werde. Bei den Geistlichen war es nicht Heuchelei, wenn sie also zu den Bürgern sprachen, sondern die innigste Ueberzeugung; denn auch sie waren verblendet, wie selbst mehrere der höheren Geistlichen vom Domkapitel. Den König von Preußen nannte man in Münster nicht anders als den „Luthersgen Kiöning;" die preußischen Beamten „dat prüske Volk," und nahm den Ausdruck Volk im verächtlichen

Sinne, oder auch „Luthersge Dickköppe," und die preußischen Offiziere „prüske Windbüdels." Ob man bei der zuletzt erwähnten Bezeichnung Recht oder Unrecht hatte, wird sich aus dem Verfolg dieser Denkblätter ergeben.

Einen großen Anstoß fanden die Cleveschen Familien ihrerseits an der Mundart, welche in Münster gesprochen wurde. Statt der weicheren Klänge ihres Dialekts hörten sie hier harte, rauhe, grobe Töne, die ihr Ohr verletzten, und Wörter und Ausdrücke, deren Sinn nicht verstanden wurde. Hochdeutsch wurde nur geschrieben, nie, oder doch blos von Einzelnen aus dem Kreise der höhern Geistlichkeit, gesprochen; das münstersche Platt war die allgemeine Familien- und Umgangssprache vom ärmsten Schuster aufwärts bis zum Dompropst und dem reichsten Edelmann von der Ritterschaft.

Um die münstersche Bürgerschaft mit dem neuen Zustand der Dinge zu versöhnen und sie mit seiner Regierung zu befreunden, hatte der König von Preußen mehrere alte Familien, die man Münsters Geschlechter nennen konnte, in den Adelstand erhoben. Dahin gehörten die Familien Detten, Duesberg,

Druffel, Forkenbeck, Hülst, Münstermann, Olfers, Schlebrügge, Zurmühlen u. a., allein wie sehr diese Familien sich dadurch geschmeichelt fühlten, auf die übrige Bürgerschaft und den großen Haufen machte dieser Ausfluß der Gnade des neuen Landesherrn gar keinen Eindruck, während er von den altadligen Familien der Ritterschaft als Verletzung ihrer Rechte angesehen wurde. Mit Mißachtung blickten diese auf die Herren vom Briefadel, mit denen man nichts gemein habe; wäre das Diplom vom Kaiser gekommen, so würd's ein anderes gewesen sein; so aber kam es ja vom Markgrafen von Brandenburg, der sich das, nur dem Kaiser zustehende Recht der Standeserhöhung beilegte, weil er von Kaisers Gnaden auch Souverain in Preußen war, in jenem kleinen Lande dort oben am Strande der Ostsee, das einer seiner Vorfahren, ein Abtrünniger, dem Deutschen Orden entfremdet, also einer geistlichen Stiftung, deren Erbnehmer die Kirche sei, welcher das Land, entweder aus freien Stücken oder gezwungen, zurückgegeben werden müsse.

Die Häupter einiger der geadelten Familien hatten ihrem Geburtslande als Mitglieder der fürstbischöflichen Verwaltungs- und Gerichtsbehörden gedient. Sie waren zum Theil in die Behörden des neuen Landesherrn übergetreten, als

Kriegsräthe bei der Kriegs- und Domainenkammer, als Regierungsräthe bei der Regierung, wo sie als genaue Kenner des münsterschen Rechts und der bestehenden Verfassung, so wie der Steuerkraft des Landes, unentbehrlich waren. Das erfuhr bei ihren Mitbürgern großes Mißfallen. Wie kann ein braver Münsterländer, der fest und treu halten soll an seinem gewählten Herrn, dem Fürstbischofe Anton Victor, und an dem Hause Oesterreich, dem Ketzer dienen, dem Usurpator, und ihm gar noch die Wege zeigen, auf denen er den rechtmäßigen Landesfürsten berauben könne? So urtheilte der Bürger in seinen Gesellschaften, so der Adlige in den seinigen.

Münster hatte bei der Besitzergreifung Seitens des Königs von Preußen eine sehr große Menge Klöster und geistlicher Convente für Männer und Frauen und von den verschiedensten Ordensregeln, theils unvermögende, theils vermögende, und einzelne sogar reichbegüterte. Durch die Beschlüsse auf dem Regensburger Reichstage hatte der König das Recht erlangt, diese Klöster aufzuheben und ihre Güter zu seinen Gunsten zu verwenden. Allein, wie es wol zu geschehen pflegt, daß das größte Recht zum Unrecht werden kann, so geschah es auch hier in Münster, indem die königlichen Be-

hörden unrecht gegen den König, ihren Herrn, handelten, da sie bei der Secularisation der geistlichen Stiftungen mit einer Hast verfuhren, die das Gefühl des streng katholischen Münsteraners auf's Tiefste verletzen mußte. Ja, es empörte sich, als nach Aufhebung des Minoritenklosters die Gebäude desselben zu einer Caserne eingerichtet, und die Zellen, wo einst ein stilles Leben der Beschaulichkeit gewidmet gewesen war, in Soldatenstuben verwandelt wurden, wo Waffenlärm und Rohheit mit einander wetteiferten; und dann sogar die Kirche dieses Klosters den Ketzern überwiesen wurde, um darin dem höchsten Wesen nach deren profaner Weise zu dienen. Beides war denn doch den frommgläubigen Christen von der alleinseligmachenden Kirche ein zu arger Gewaltstreich, wegen dessen die katholischen Kriegsräthe bei der Provinzial-Verwaltungsbehörde, ob ihrer Theilnahme an demselben, in adligen und bürgerlichen Kreisen der schärfsten Beurtheilung unterworfen wurden. Zu spät war es, als die Kriegs- und Domainenkammer, den übeln Eindruck wahrnehmend, den ihre Maßregel machte, mit der Aufhebung der Klöster und geistlichen Stifte überhaupt langsamer und vorsichtiger zu Werke ging; das böse Blut war nun einmal da! Der

Bürgersmann lärmte und tobte, fluchte und schimpfte auf das „Luthersge Volk," das sich nicht entblödete, die heiligen Stätten der Kirche, die Stiftungen der frommen Vorfahren anzutasten, auf so gewaltsame Weise, um sich mit dem Vermögen zu bereichern, was milde und gottgefällige Gaben und Vermächtnisse Jahrhunderte lang zusammengebracht hatten. Mit der Secularisation ging man immer langsamer vor: einige Convente haben auch die Franzosenzeit erlebt.

Die Kirche des Minoritenklosters war also eine protestantische geworden, eine Simultankirche für Lutheraner und Reformirte.

Seines Bilderschmucks ganz und gar beraubt, stand das ziemlich große Gebäude mit seinen geweißten Wänden ganz nackt und kahl da, seiner frühern Bestimmung und der prächtigen und reichen Ausschmückung aller Kirchen in der Stadt gleichsam Hohn sprechend, bei der, es muß anerkannt werden, der gute Geschmack den Vorsitz geführt hatte. Nirgends sah man Ueberladung, die katholischen Kirchen eigen zu sein pflegt; in jeder Kirche, im Dom, in der Lamberti-, Lüdgeri-, Martini- und Ueberwasserkirche, den Hauptkirchen der Stadt, herrschten Einfachheit und reine Form im Schmuck

der Altäre, in der Ausstattung mit Bildern, der Malerei und Plastik, selbst in den Kirchenstühlen mit ihrem durch die Zeit braun gewordenen Holzwerk, gegen welche die Kirchenstühle in dem neuen protestantischen Gotteshause gewaltig abstachen. Mit Oelfarbe weiß angestrichen, erregten sie das Lachen des Münsteraners, der auch Anstoß nahm an den Emporkirchen, die man gebaut hatte. Dergleichen kannte er in seinen Kirchen nicht, und er fühlte es sehr bald heraus, daß diese Einrichtung auf die Ständeverschiedenheit berechnet zu sein scheine, da die Stühle dieser Emporkirchen von den Vornehmen, die Bänke im Unterraum aber von den Gemeinen besetzt wurden. Muß denn, fragte er, die menschliche Eitelkeit auch noch im Tempel Gottes zum Vorschein kommen? Führte die Neugierde den Münsteraner in „de Lutersge Kierk,“ so kam es ihm doch gar zu drollig vor, daß er darin, wie in einem Gefangenhause, eingeschlossen wurde, wenn der Prediger die Kanzel betreten hatte, und er nicht eher wieder entlassen wurde, bis der letzte Vers eines Kirchenliedes nach eintönigster Melodie, ohne Sang und Klang, abgeleiert worden war.

Die Art und Weise, wie die protestantische Kirche eingerichtet worden war und wie der Gottesdienst abgehalten wurde, trug nicht unwesentlich

bei, die Antipathie gegen Preußen und Protestanten zu steigern. Klugheit wär' es gewesen und hohe Weisheit, wenn die protestantische Kirchenbehörde den langgewohnten kirchlichen Anschauungen der Bevölkerung von Münster Rechnung getragen, wenn sie das Innere des Kirchengebäudes nicht zu einem weißen, kalten Mauerwerk umgeformt und selbst die Abhaltung des Gottesdienstes dem Ritus angepaßt hätte, der mit den Gefühlen des münsterschen Bürgers auf's Innigste verschmolzen war.

Sehr nachtheilig für die Achtung, die sich die Protestanten erringen sollten, wirkte es, als es der Bürgerschaft zu Ohren kam, daß zwischen den beiden Geistlichen der protestantischen Kirche Hader und Streit ausgebrochen sei, und dieser auf die Gemeindeglieder so zurückgewirkt habe, daß eine jede Confession der Lutheraner und der Reformirten für ihren Prediger Partei genommen habe. Und was hatte zu diesem Hader Anlaß gegeben? Die menschliche Schwäche der Eitelkeit und des Neides! Es verhielt sich damit so: —

Der Prediger der reformirten Gemeinde war Dr. Möller, ein tiefer Denker und einer der ausgezeichnetsten Gottesgelahrten seiner Zeit. Er war Professor der Theologie an der Cleveschen Uni-

versität Duisburg gewesen und nach Auflösung derselben an die neu gegründete reformirte Gemeinde zu Münster berufen worden. Möller war zudem das mildeste Gemüth, das man sich denken kann, eine ehrliche, rechtschaffene Seele, die keinen Menschen in seinen Rechten beeinträchtigen, nicht eine — Fliege beleidigen konnte, und eben seiner Gemüthlichkeit wegen bald ein beliebtes Mitglied der münsterschen Gesellschaft und selbst mit katholischen Geistlichen freierer Richtung befreundet, unter denen der Domdechant Spiegel den gelehrten, doch etwas — frömmelnden Möller auszeichnete.

Der Prediger der lutherischen Gemeinde dagegen war ein Mann von stolzem Wesen und herrischer Gemüthsart, dem Alles mißfiel, was nicht nach seinem Kopfe ging, der überall herrschen und nirgends sich vor Anderer Ansicht beugen wollte; dabei aber auch ein Mann der strengsten Sitten und unantastbarsten Rechtschaffenheit; seiner theologischen Bildung nach einer von den gewöhnlichen Theologen, nichtsdestoweniger ein Kanzelredner, der durch seine Beredsamkeit und seine Predigt, welche, wie man wußte, oft ohne Vorbereitung aus dem Stegreif gehalten wurde, tiefen Eindruck auf seine Zuhörer machte, während Möller's Predigten, wie gelehrt sie auch ausgearbeitet

sein mochten, ihren Zweck um so mehr verfehlten, als sie mit einem sehr kurzsichtigen Auge vom Blatte abgelesen wurden. Der lutherische Prediger war Offelsmeyer, früher Feldprediger bei einem Fußregiment und dann bei der lutherischen Gemeinde zu Cleve, von wo er mit nach Münster gekommen war.

Möller und Offelsmeyer waren Mitglieder der Kriegs- und Domainenkammer und bildeten mit einem weltlichen Mitgliede und unter dem Vorsitz des Kammer-Directors die geistliche Abtheilung derselben, welche die protestantischen Kirchen- und Schulangelegenheiten des Kammer-Departements, innerhalb dessen die Grafschaften Tecklenburg und Lingen fast ganz protestantisch waren, zu bearbeiten hatte. Simultan wie dieses Consistorium war, denn so konnte man die geistliche Kammerabtheilung wol nennen, kam es zwischen dem reformirten und dem lutherischen Mitgliede nicht selten zu einer Verschiedenheit der Ansichten, bei der Offelsmeyer die seinige stets zur Geltung gebracht wissen wollte. Weil das aber nach dem pflichtmäßigen Ermessen des Directors und des weltlichen Raths nicht immer geschehen konnte, sondern Möller's Ansicht nicht selten den Ausschlag gab, so entstand in Offelsmeyer's neidischem Ge-

müth ein Haß gegen Möller, den man fast tödtlich nennen konnte, und der, Anfangs unter der Asche glimmend, zur hellen Flamme aufloderte, als seine Eitelkeit dadurch verletzt wurde, da Möller den Titel eines Consistorial-Raths, er aber nur den eines Consistorial-Assessors bekommen hatte.

Nicht erwägend, daß der Neid das Verdienst auch dann noch ehrt, wenn er sich müht, es herabzuwürdigen, lief Offelsmeyer bei den angesehensten Mitgliedern der lutherischen Gemeinde herum, wegen dieser Zurücksetzung ihres Predigers Beschwerde zu führen, und den biedern und gutmüthigen, an seinem neuen Titel ganz unschuldigen Möller jesuitischer Schleicherei anzuklagen, vermöge deren es ihm gelungen sei, den Rathstitel zu erwischen. Einige Gemeindeglieder waren schwach genug, den Klagen ihres Predigers ihr Ohr zu leihen, und seiner persönlichen Entrüstung theilnehmend sich anzuschließen. Sie sprachen weiter und weiter, und bald war die lutherische Gemeinde gleichsam in Aufruhr über das vermeintliche Unrecht, was ihrem Prediger zugefügt worden sei; es berühre ihn nicht allein, sondern träfe die ganze Gemeinde, die auf diese Weise gegen die reformirte zurückgesetzt worden sei. Nun fingen auch die Reformirten an, sich zu rühren; auch sie traten für

ihren Prediger auf und behaupteten, weil sie in der Mehrzahl seien, was wirklich der Fall war, so gebühre ihnen und ihrem Geistlichen der Vorrang. Die Parteiung ging aus den Familien auf ganz natürlichem Wege auch in die Schule über, wo Reformirte und Lutheraner unter einem reformirten Lehrer zusammen saßen. Der aber war verständig genug, den Streitigkeiten, die unter seinen Schulbuben schon zu Balgereien ausgeartet waren, bei Zeiten einen Riegel vorzuschieben. Unter den Erwachsenen schienen die alten Zwistigkeiten zwischen den beiden Confessionen wieder ausbrechen zu wollen, — hier, in Münster, eines lächerlichen Titels wegen, hier, unter den Augen der katholischen Bevölkerung, für die das Schauspiel des protestantischen Titelstreits ein Lustspiel war, an dem man sich ergötzen, über das man lachen, so recht aus Herzensgrunde lachen konnte.

Um dem Scandal ein Ende zu machen, trug Möller selbst bei dem Kammer=Präsidium darauf an, daß es sich in Berlin für die Verleihung des Rathstitels auch an seinen Amtsbruder verwenden möge. Und als das Consistorialraths=Patent nun wirklich aus Berlin angelangt war, da war große Freude in der lutherischen Gemeinde. Der Friede zwischen Lutheranern und Reformirten war her=

gestellt zur Befriedigung der Unbefangenen und Ruhigen, die, an dem bisherigen Treiben ein Aergerniß nehmend, stets zur Einigkeit gemahnt hatten.

Der neugebackene Herr Consistorial-Rath Offelsmeyer stolzirte nun aber, seiner Würde mehr als bewußt, wie ein gespreizter Pfau in den Straßen einher, die ihm zu eng geworden zu sein schienen, gemessenen Schritts, den er sich als Feldprediger beim Regiment angewöhnt hatte, den Kopf auf der großen mächtigen Gestalt hoch in die Höhe, die Nase gen Himmel gewendet, in der rechten Hand, die einer Faust glich, ein großes Spanischrohr, das wir Schulbuben fürchten gelernt hatten. Wehe dem, der es aus Vergeßlichkeit unterließ, vor dem Hern Consistorial-Assessor, jetzigen Consistorial-Rath, die Kappe zu ziehen: ein tüchtiger Schlag mit dem Rohr, oder wenn man bei guter Laune war, ein empfindliches Kneipen des Ohrs war das Erinnerungszeichen, künftig aufmerksamer zu sein. Möller dagegen war raschen Gangs, mit beiden Armen schlenkernd wie ein Hampelmann. Wegen seines kurzen Gesichts erkannte er kaum einen Erwachsenen, geschweige denn uns kleine Schulbuben; und dennoch zogen wir ehrerbietig die Mützen, weil wir ihn lieb hatten; aber er

dänkte nicht, weil er es nicht sah. Eine Brille zu tragen, verschmähte er, zuweilen aber bediente er sich einer Lorgnette.

Von den öffentlichen Gebäuden Münsters fesselte die Eingewanderten vorzugsweise das Rathhaus wegen der schönen Architektur seines Giebels, der im reinsten gothischen Stil mit der reichsten Ornamentik ausgeführt, aber geschmackwidrig bemalt war mit kolossalen Figuren, die Karl den Großen und einige seiner Getreuesten vorstellen sollten; dann aber auch wegen der historischen Erinnerungen, die sich an dieses Gebäude knüpfen, davon die erste ein scheußliches Denkzeichen wilder Sitten eines vergangenen Jahrhunderts darbot, die zweite dagegen die trostlose Spaltung des deutschen Volks in zwei Parteien, die katholische und die protestantische, und seine schmachvolle Unterwerfung unter den Willen seines Erbfeindes Frankreich lebhaft in's Gedächtniß zurückrief.

Am Giebel des Rathhauses hingen, als Wahrzeichen der Unvernunft der frühern Menschheit, noch immer die, durch Oxydation der Verwesung

entgegengehenden eisernen Werkzeuge, Zangen, Kneipen, Stecher rc., womit Jan van Leijden und die Wüthendsten seiner Genossen auf öffentlichem Hauptmarkte vor dem Rathhause selbst zu Tode gemartert worden waren; und blickte man links und schaute hinauf zum Lambertikirchthurm, so sah man ganz oben, wo das Mauerwerk aufhört, drei eiserne Käfige neben einander, der mittlere etwas höher, darin die, durch jene Marterwerkzeuge verunstalteten Körper Jan's van Leijden, Krechting's und Knipperdolling's, wie die Sage ging, noch mit einer Spur von Leben ausgestellt worden waren, ein Aas für die den hohen Thurm umflatternden Raben und Dolen, wie sie jetzt noch, nach drei Jahrhunderten, ihn umflatterten, als verbreite das Gestenge von Eisen noch immer den Geruch des verwesenden Fleisches jener Unglücklichen, die ihr religiöser und politischer Wahnwitz und die Verderbtheit ihrer Sinnenlust in dieses erhabenste der Gräber gebettet hatte, zum abschreckenden Beispiel von Stadt und Land auf viele Stunden Weges in der Runde! Ein drittes Denkzeichen an die Wiedertäuferzeit sah man an der Kirche des h. Servatius. An ihr war in damaliger Zeit eine Kanzel ausgebrochen worden, die Rothmann betreten hatte, um dem auf dem

Kirchhofe unter freiem Himmel versammelten Volke die neue Lehre zu predigen, da keine der Kirchen geräumig genug gewesen war, die Menge des horchenden und lauschenden Volks zu fassen, das die, das Ohr kitzelnde Lehre mit Gier in sich einsog.

Die zweite historische Merkwürdigkeit des Rathhauses war der Friedenssaal. Ein schmales Gäßchen führte dahin. Eine Mauer, mit einer kleinen Pforte, trennte das Gäßchen von einem kleinen Hofe; trat man durch das Pförtchen ein, so erblickte man zur rechten Hand eine Reihe kirchenähnlicher Fenster in Spitzbogenstil mit kleinen, runden Glasscheiben in Bleifassung. Noch ein Pförtchen wurde aufgeschlossen und seine Schwelle überschritten, und man befand sich in dem ziemlich langen und hohen Raume, in welchem französische Gesandte dem deutschen Reiche den Westfälischen Frieden dictirten, wie schwedische es in Osnabrück zu thun die Macht hatten. Im Friedenssaale des münsterschen Rathhauses sah man noch die hölzernen, mit Kirchenchorstühlen Aehnlichkeit habenden Sitze, auf denen die Gesandten zum westfälischen Friedenscongreß Platz genommen hatten, und über jedem der Sitze prangte das Portrait des Gesandten, der da gesessen hatte, in Oelfarben

gemalt, jetzt vergilbt und bestaubt, die strengen oder milden Gesichtszüge kaum zu erkennen.

Der Friedenssaal weckte in dem Herzen eines jeden Patrioten und Freundes seines deutschen Vaterlandes schmerzliche Empfindungen. Und war nicht der Westfälische Friede eben erst in zweiter Auflage erschienen? War nicht der Friede von Lüneville von Frankreich, vertreten von einem glücklichen Soldaten, dem deutschen Reich in die Feder dictirt worden? War nicht die neue Ordnung der Dinge im Reich in Regensburg nach den peremtorischen Vorschriften desselben Soldaten geregelt worden, und hatte dabei nicht Rußland die Rolle übernommen, die Schweden, jetzt ohnmächtig, weil ihm der rechte Mann fehlte, im Jahre 1648 gespielt hatte?

Die Münsteraner waren stolz auf ihren Friedenssaal; sie betrachteten ihn als ein historisches Kleinod, auf das jeder Eingewanderte sogleich aufmerksam gemacht werden müsse. Aber in dem stolzen Bewußtsein, daß innerhalb ihrer Mauern und in diesem kleinen Raume vor anderthalb Jahrhunderten ein neues deutsches Reich, mit großem Verlust an Land und Leuten und mit unendlicher Einbuße an seiner politischen Machtstellung gestiftet worden war, vergaßen sie es in

ihrem Dünkel, sich daran zu erinnern, daß der Westfälische Friede es gewesen, der den politischen Einfluß der Kirche in Deutschland gebrochen, und dem von ihnen so gehaßten protestantischen Fürstenhause Brandenburg-Preußen durch Bestechung der Friedensunterhändler so viel Vorschub zu seiner Machtentfaltung geleistet hatte.

Trat man zu der gewundenen und eckigen Frauenstraße hinaus, so hatte man einen großen Platz vor sich, dessen Eingang von zwei Obelisken bezeichnet war, und man erblickte außer zwei kleineren und einem größern Gebäude, im Hintergrunde des Platzes ein großes Prachtgebäude von drei Stockwerk, in der Mitte ein hohes Portal mit drei Eingängen, darüber ein kleiner, offener Thurm mit hellklingender Schlaguhr, zu beiden Seiten des Gebäudes ein Flügel, das Portal von Bruchstein in großen Werkstücken mit vieler Ornamentik, sonst aber von Backstein nach holländischer Art, die Rahmen der Fenster aber und die Eingänge ebenfalls von Bruchstein aus irgend einer Sandsteinformation, die weit hergeholt sein mußte. Das landesfürstliche Schloß, vom Fürstbischofe Maximilian Friedrich erbaut, hatte in seinem Aeußern Aehnlichkeit mit dem Neuen Palaste, welchen Friedrich II. nach Beendigung des siebenjährigen

Krieges am Ende des Gartens von Sanssouci erbauen ließ. Das Münstersche Schloß stand am Eingang der Stelle, wo Fürstbischof Bernhard von Galen die Citadelle erbaut hatte, die man seine Brille nannte, durch welche und die Mündungen der auf den Wällen der Citadelle aufgepflanzten Karthaunen er seine, zum Aufruhr nur zu geneigten lieben Bürger von Münster zu beliebäugeln pflegte, erforderlichen Falls auch die Staaten-General der sieben Vereinigten Provinzen der Niederlande, mit denen der mehr welt- und kriegslustige, als messelesende Bischof gar oft angebunden hatte. Das Treppenhaus des Schlosses war mit schönen Fresken verziert und der mittlere Prunksaal, der durch zwei Stockwerke ging, ein Muster von Architektur und architektonischer Ornamentik, mit einem vortrefflichen Deckengemälde al Fresco. Daran schlossen sich zu beiden Seiten Gesellschafts- und Speisesäle, so wie die Gemächer, welche der Fürstbischof bewohnte, wenn er seine Residenz in Münster nahm; dann wohnte sein Hofstaat im Erdgeschoß und die Dienerschaft im obersten Stock.

Jetzt wurde das Erdgeschoß zur linken Seite und deren Flügel vom Generallieutenant Blücher, und zur rechten Seite vom Oberpräsidenten Stein, nachher Vincke bewohnt.

Von den drei anderen Gebäuden auf dem Schloßplatze war das größere der fürstliche Marstall gewesen, von dem diese Denkblätter an einer andern Stelle sprechen werden, die beiden anderen aber, die einander gegenüberstanden, kleine einstöckige Häuser mit Mansarden und in Hakenform, hatten der permanenten Schloßdienerschaft zur Wohnung gedient, wie auch jetzt noch in einem derselben der Schloßverwalter wohnte, indeß das andere an zwei Subalternbeamten der Kammer, die in der Stadt kein Unterkommen gefunden hatten, vermiethet war.

Eine breite gepflasterte Fahrbahn führte von den Obelisken am Ende der Frauenstraße in gerader Linie auf's Schloßportal, und zu beiden Seiten der Bahn, rechts und links, liefen Fußsteige, welche ebenfalls gepflastert waren. Der Schloßplatz hatte ehemals regelmäßig eingetheilte Rasenparterres gehabt, die von einer, mit jungen Linden bepflanzten Fahrbahn und mehreren Fußwegen durchschnitten waren. Jetzt waren diese Parterres, welche einst gewiß ein Schmuck des Platzes gewesen waren, zertreten und zerstampft von preußischen Soldaten und ihren Rossen, die hier ihre Uebungen gemacht hatten und zeitweise noch machten, zu nicht geringem Verdruß der

Münsteraner, die mit Recht darüber klagten, daß man so wenig Achtung vor den Anlagen ihrer ehemaligen Landesfürsten zeige und den schönen Schloßplatz seines schönsten Schmucks beraube.

Der Schloßgarten dagegen war im besten Stande erhalten worden. Er nahm das Innere und die zum Theil abgetragenen Wälle der Citadelle oder Brille ein. Daß man die Wälle nicht ganz abgetragen, hatte für den Garten den Vortheil gehabt, Erhöhungen und Senkungen bei seiner Anlage zu erzielen, die in der Landschaftsgärtnerei einen so schönen Effect hervorbringen. In der Mitte war der Blumengarten, welcher im Sommer mit exotischen Topfgewächsen noch weiter ausgeschmückt wurde, zu deren Ueberwinterung im Hintergrunde, der Sonnenseite zugekehrt, ein Paar Gewächshäuser standen. Dieser Theil des Schloßgartens, welcher in der Regel gesperrt war, diente zu gleicher Zeit als botanischer Garten für die Universität. Ringsum war er auf dem ehemaligen Wall von Buschwerk umkränzt, welches von einer, auch zum Fahren dienenden, Hauptallee durchschnitten war, und an den ehemaligen Citadellgräben auch einen Wasserschmuck besaß.

Bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts war Münster eine starke Festung gewesen, deren Werke

erst nach dem siebenjährigen Kriege abgetragen wurden. Jetzt lief rings um die Stadt eine Wandelbahn für Fahrende und Reitende und für Fußgänger, an den meisten Stellen mit Lindenbäumen in vierfacher Reihe bepflanzt, die zur Blüthezeit einen balsamischen Duft verbreiteten. Einzelne Rudera der Bollwerke und Bastionen standen noch, so am Hörterthor, am Mauritz- und am Ludgerithor. Die Höhe des Bollwerks am ersten und dritten Thor war mit Bäumen bepflanzt, dagegen war die Bastion am Mauritzthor noch ganz im festungsmäßigen Zustande und diente darum auch zu den Uebungen der Artillerie-Rekruten beim Dienst am Geschütz, davon in der Regel drei mit ihren Mündungen aus den Schießscharten hervorguckten. Zwei ehemalige Außenwerke, die ringsum mit Wassergräben umgeben waren, hießen Schanzen. Die Sternschanze umschloß das Pulvermagazin der Besatzung. Der Zugang war immer gesperrt, und mehrere Soldaten hielten Wache. Mit brennender Tabakspfeife durfte Niemand vorübergehen. Die Engelschanze war mit einem palastähnlichen Gebäude bebaut, das einem Privatmanne gehört. Ein drittes ehemaliges Außenwerk, da gelegen, wo das Aaflüßchen in die Stadt tritt, wurde die Insel genannt,

weil man mit einer Kahnfähre über die Aa fahren mußte. Ein intelligenter Mann hatte da eine Kaffeewirthschaft angelegt, welche ein beliebter Vergnügungsort für die gebildeten Stände geworden war.

Weil gleich nach ihrem Eintritt in die Stadt die Aa ihre Wasserkraft der Mühle an der Deutschordens-Commende zu St. Georg gab, so bildete das Flüßchen außerhalb des Stadtwalls zwischen der eben genannten Insel und dem Aegidithor in der Regel einen breit ausgedehnten schönen Wasserspiegel, der im Sommer von der Insel aus mit einigen Nachen, die daselbst in Bereitschaft lagen, zu kleinen Lustfahrten benutzt wurden, indeß er im Winter die vortrefflichste Schlitten- und Schlittschuhbahn bildete, die eine Stunde weit bis zum Kump reichte, einem Hofe in der Bauerschaft Uppenberg, woselbst Erfrischungen gereicht wurden, wie das platte Land sie zu liefern vermochte. Besonders an Sonntags-Nachmittagen war dieser Eisspiegel ein großer Tummelplatz für Jung und Alt, für Männer und Frauen, für Knaben und Mädchen, davon das männliche Geschlecht sich die gesunde Bewegung des Schlittschuhlaufens machte, und Frauen und Mädchen auf Stoßschlitten fuhren; uud ein großes Fest für eine geschlossene

Gesellschaft der Eisfahrer war es, wenn eine lange Reihe von Schlitten Abends bei Fackelschein einen Zug nach dem Kump unternahm, woselbst vorher ein solennes Abendbrod bestellt worden war. In späteren Jahren fing auch die Mädchenwelt an, indem sie ihre natürliche Schüchternheit ablegte, sich des Schlittschuhfahrens zu befleißigen, was zwar zuerst Anstand fand, dennoch aber bald ganz allgemein wurde. Den ersten Anstoß dazu gaben zwei junge, sehr schöne Holländerinnen, jede Erbin von einigen Tonnen Goldes, welche ein paar Jahre bei ihrem Vormunde lebten, der sich nach Münster zurückgezogen hatte und im Romberger Hofe wohnte. Diese Mädchen brachten die Mode aus ihrem Vaterlande mit, die sogleich viel Beifall und Nachahmung fand.

Von den Kirchengebäuden fiel den Eingewanderten auf: der Dom durch die Massenhaftigkeit des Bauwerks, die architektonische Schönheit seines Hauptportals, durch den sogenannten Umgang am Hauptchor mit seinen köstlichen Verzierungen in weißem Marmor, durch viele ausgezeichnete Kirchenbilder und die Menge von Seitenkapellen, Stiftungen reichbegüterter Familien des Münsterlandes, unter denen die Galen'sche Kapelle, gestiftet von Bernhard von Galen, sich durch den

Reichthum ihrer Ausschmückung auszeichnete; u. a. hing in dieser Kapelle das Modell eines Kriegsschiffs von massivem Silber, welches der kriegerische Fürstbischof aus der Beute hatte anfertigen lassen, welches er in seinen siegreichen Kriegen mit den Republikanern in den Niederlanden diesen abgenommen hatte; — sodann die Lüdgerikirche durch Paarung des Rundbogenstils der Kirche selbst mit dem Spitzbogenstil des Thurms, welcher die Eigenthümlichkeit besaß, daß er nicht in einer Spitze verlief, sondern platt abgeschnitten war und mit einer Menge kleiner Spitzsäulen endigte; — die Lambertikirche durch ihren hohen Thurm und ihr hohes Spitzdach, auch durch schöne Ornamente am Hauptportal, obwol sie durch den Zahn der Zeit sehr gelitten hatten; — die Liebfrauenkirche in Ueberwasser, vornehmlich durch die Massenhaftigkeit ihres hohen gothischen Thurms, dessen Spitze in einer der Belagerungen, welche Münster zu erleiden gehabt, durch Kanonengeschoß zerstört und durch ein kleines Aufsatzthürmchen mit Schlaguhr ersetzt worden; — die Martinikirche, ebenfalls durch ihren Thurm und seine schwarze Schieferkappe von seltsamer Form, die ihm aufgesetzt worden war, als er seine Spitze gleichfalls durch feindliche Kugeln eingebüßt hatte; —

die Jacobikirche, auch der alte Dom genannt, ein kleines Gebäude im Spitzbogenstil, auf dem Domplatze, jetzt aber nicht mehr zum gottesdienstlichen Gebrauch verwendet; — die Kirche des Jesuitencollegiums, in dem Baustil, welcher den Architekten der Gesellschaft Jesu eigenthümlich war; — die Kirche der Barmherzigen Brüder, auch Clemenskirche genannt, weil sie der Fürstbischof Clemens August gebaut, der überdem das Kloster der Barmherzigen Brüder zu einem der besteingerichteten Krankenhäuser Deutschlands dotirt hatte, durch Einfachheit der Form, ein schönes Deckengemälde und ein prächtiges Altarbild; — die Kirche des Dominikaner- und die des Kapuziner-Klosters, jene mit zwei, diese mit einem Thurme. Alle diese und die meisten der übrigen Kloster-Kirchen waren vom frühen Morgen bis zum späten Abend geöffnet, so daß Jeder, der das Bedürfniß fühlte, an heiliger Stätte ein stilles Gebet zu verrichten, oder die Jungfrau Maria oder irgend einen Schutzpatron aus dem Kranze der Heiligen um Verwendung bei Gott Vater und Gott dem Sohne zu bitten, nur eintreten durfte. Fensterschmuck durch Glasmalerei fand sich nur in den Seitenkapellen des Doms und in einigen Fenstern der Lambertikirche.

Der Dom stand auf der höchsten Stelle der Stadt, auf dem Thalrande des Aaflüßchens, gegen das sich das Terrain sanft senkte. An einer Seite war er durch den Kreuzgang verbaut, an den sich kleine, dem Domkapitel gehörende Gebäude anschlossen, die von Kirchendienern bewohnt wurden, auf den drei anderen Seiten aber stand der Dom frei nach dem großen Platze, Domhof genannt, der mit Bäumen bepflanzt war. Der Domhof bildete ein Viereck, von dem die eine Langseite die Kirche einnahm, die andere aber, so wie die zwei Kurzseiten, mit den Curien der Domherren bebaut waren. Zum Domhofe führten nur vier Eingänge, die ehemals durch Thürme vertheidigt gewesen waren, wenn die aufsässige Bürgerschaft von Münster, mit der Regierung ihres Fürsten oder des Domkapitels unzufrieden, einen bewaffneten Angriff auf die geistlichen Herren im Chorrock unternahm, die zu ihrem Schutz eine Leibwache um sich hatten. Einer dieser Thürme stand noch, der Spiegelthurm, am Eingang von Ueberwasser her. Die meisten Curien waren stattliche Gebäude.

Unter ihnen zeichnete sich besonders die Dom-Dechanei aus, dem Hauptportal der Kirche gerade gegenüber, aber tiefer als diese am Abhang zum

Aaflüßchen gelegen. Ein Flügelgebäude, wie mehrere andere Curien, bildend, war der Vorhof durch eine niedrige Mauer, auf dem ein eisernes Gitter von geschmackvoller Form stand, vom Domplatze geschieden. Prächtig, doch nicht überladen, waren die großen Gemächer der Domdechanei geschmückt mit Bildern aus allen Schulen, die von den Kunstliebenden unter den Dechanten der Münsterschen Cathedrale gesammelt worden waren und von dem jetzigen Inhaber dieser hohen Kirchenwürde sorgfältig gepflegt und vermehrt wurden. Der Wallfahrer schwärmt noch jetzt, in seinem vorgerückten Lebensalter, das dem Ablauf eines halben Jahrhunderts sich nähert, in der Erinnerung an die Eindrücke, die sein Knaben- und Jünglingsherz bei Betrachtung der Bilder empfangen, welche die Domdechanei zu einem Kunstmuseum machten. Ihnen verdankt er es, daß der Sinn für's Schöne in seiner Seele geweckt worden ist und die erste Nahrung empfangen hat. Tausende von Fußtritten hat er in dem Saale und den übrigen Gemächern der Domdechanei stehen, wenn ihn eine schriftliche Bestellung oder auch ein mündlicher Auftrag des Vaters zum Domdechanten führte, der, weil er es einmal bemerkte, daß der kleine Bote Gefallen an den schönen Ge-

mälden finde, demselben freie Hand gelassen hatte, so lange zu verweilen, als er Lust habe. Und der kleine Bursch machte von dieser Erlaubniß weidlich Gebrauch. Zuweilen trat der Dombechant, aus seinem Arbeitscabinet kommend, hinzu, um dem aufmerksamen Betrachter der Bilder über die Bedeutung des einen oder des andern Gemäldes und über die Empfindungen, die es in der Seele des Knaben errege, zu befragen; und fiel die Antwort nicht befriedigend aus, so ließ sich der Prälat leutselig herab, die ausgesprochene Ansicht zu berichtigen und lehrreiche Erläuterungen anzuknüpfen. Auch die große, reich ausgestattete Bibliothek des Dombechanten stand dem Knaben offen, und die ansehnliche Sammlung von Landkarten, welche einen Bestandtheil derselben bildete. Nächst dem Schloßgarten hat der Garten der Dombechanei, der ihm gleichfalls zu jeder Zeit geöffnet war, dem Wallfahrer die Liebhaberei für Landschaftsgärtnerei geweckt, der er im Mannesalter praktischen Ausdruck gegeben hat. Der Garten, durch das Aaflüßchen getheilt, über das eine grüngestrichene Laufbrücke führte, war von einem kunstsinnigen Dombechanten des 18. Jahrhunderts, unter Beihülfe eines geschickten Gärtners, in einen Lustwald nach Lenôtre'schem Stil verwandelt wor-

den, dem aber der jetzige Dombechant mehr die Form eines englischen Parks gegeben hatte. Am Ufer des Aaflüßchens lag ein kleiner Kahn, mit zwei Rudern darin; auch den durfte des Vaters Bote benutzen, wenn er in die Dombechanei geschickt wurde; jedes Mal mußte aber die besondere Erlaubniß des Prälaten eingeholt werden, der sie willig ertheilte, doch stets mit dem Zusatze: „Nimm Dich in Acht, Carl!"

Betrat man den Domhof vom Prinzipalmarkt her, so war das erste große Gebäude zur linken Hand ein Flügelgebäude mit Vorhof, der Anfangs, nach Art der Dombechanei, durch Mauer und Gitter gesperrt war. In der Folge verschwand diese Bewehrung, welche zwei Eingänge hatte. In diesem zweistöckigen Gebäude hatte die Kriegs- und Domainenkammer ihren Sitz aufgeschlagen. Irrt sich der Wallfahrer nicht, so hatte es auch unter der fürstbischöflichen Regierung zum gleichen Zweck gedient, und sehr wahrscheinlich hatte die Hofkammer und die Pfennigkammer darin ihre Schreibstuben gehabt.

So unregelmäßig Münster auch gebaut und wie unfreundlich der Eindruck war, den die meisten Straßen und Häuser auf den Wandelnden durch

die Stadt machten, wie vollends beengt, düster und ungastlich sie bei übelm Wetter erschien, so besaß sie dennoch mehrere palastähnliche Gebäude, die Höfe genannt wurden, eine Benennung, welche aus der allerfrühsten Zeit der Geschichte der Stadt Münster stammte. Diese, über die ganze Stadt verbreiteten großen Gebäude waren ursprünglich Meyerhöfe gewesen, und aus der Vereinigung derselben die Stadt entstanden. Sie gehörten alten Familien von der Ritterschaft des Hochstifts Münster, Nachkommen der Ministerialen des Bisthums, oder an deren Stelle Getretenen, die darin ihren Wohnsitz nahmen, wenn der scheidende Herbst sie von ihren Landsitzen, Häuser genannt, in die Stadt verwies. Zu diesen mit Höfen angesessenen Familien gehörten die: — Ascheberg, Beverförde, Böselager, Droste-Erbdroste-Darfeld, Droste-Hülshof, Galen (Graf), Heeremann van Zuijdwijk, Kerkerink-Borg, Kettler zu Harkotten, Korf genannt Schmising, Landsberg-Steinfurt, Landsberg-Velen, Merveld (Graf), Nagel-Ittlingen, Nagel-Dornik, Plettenberg-Nordkirchen (Graf), Romberg, Schmising-Kerßenbrock, Schmising-Tatenhausen, Senden, Twickel, Westerholdt.

Die Familie Heeremann war eigentlich eine holländische und eben sowol in ihrer Heimath als

auch im Münsterlande mit adligen „Häusern“ angesessen.

Ein Prachtgebäude im griechischen Stil von ganz grau gewordenem Sandstein in neuerer Zeit erbaut, das schönste Gebäude in ganz Münster, wirklich ein Palast, stand auf der Neubrücker-Straße; es war der Romberger Hof, mit einem großen Garten dahinter, der sich bis an die Hörter-Straße erstreckte, wo die Familie Romberg noch ein zweites, sehr stattlich aussehendes, Haus besaß.

Die Familie des Wallfahrers fühlte sich in ihrer Behausung in der Kirchherrengasse sehr unbehaglich; insonderheit fühlte sich der Hausvater unglücklich, seine Bibliothek nicht aufstellen, und die Hausmutter, sich nicht in einem Garten mit Säen, Pflanzen und Pflegen von Küchengewächsen beschäftigen zu können. Es wurde daher beschlossen, ein größeres Haus mit Garten käuflich zu erwerben. Die Gelegenheit dazu bot sich in der ersten Hälfte des Jahres 1804. Das Haus, was zum Kauf angeboten wurde, stand in der Ritterstraße. So pomphaft dieser Name klingt, und so viel versprechend er auch ist, so war die Straße die ihn führte, doch nur eine von den vielen engen Gassen, an denen Münster so reich ist, besetzt mit kleinen und niedrigen hüttenähnlichen Häusern,

die kleinen Handwerkern uud Tagelöhner=Familien zur Wohnung dienten. Das in Rede stehende Haus war ein Palast unter diesen Baracken, ein zweistöckiges Haus von sechs Fenstern in der Front, ganz massiv, was unter den Bürgerhäusern eine Seltenheit war, dahinter ein kleiner Garten. Es wurde für den Preis von 3000 Thaler erworben. Weil aber das Innere in ganz vernachlässigtem Zustande war, so mußten noch große Kosten aufgewendet werden zur Erneuerung von Fußböden, Fenstern und Thüren, zum Tapezieren der Zimmer u. s. w. Der Vorbesitzer hieß Woldermann.

Der Vater war glücklich, endlich im Stande zu sein, die Bibliothek aufstellen zu können. Eben damals wurden in einem der aufgehobenen Klöster, — der Name desselben ist dem Wallfahrer entfallen, — alle dazu gehörig gewesenen Utensilien öffentlich versteigert. Dazu gehörten auch die Repositorien der sehr bedeutenden Klosterbibliothek. Der Vater erstand auf der Auction einen großen Theil dieser Bücherschränke, die von Eichenholz sehr elegant gearbeitet und braun gebeizt waren. Weil er der einzige Kauflustige, und ohne seinen Zutritt alle diese Schränke nur nach dem Stoffwerthe bezahlt worden wären, die Kaufliebhaber aber alle wußten, daß er ihrer bedürfe,

so machten sie sich ein absonderliches Vergnügen daraus, ihn beim Bieten zu — überbieten, wodurch der Domainenkasse, zu deren Gunsten die Güter des Klosters eingezogen worden waren, ein höherer Gewinn entsprang, als es sonst der Fall gewesen wäre. Wol an die vierzehn Tage war der Schreiner beschäftigt, die Repositorien für das Zimmer einzurichten, in welchem die Bibliothek aufgestellt werden sollte. Und dann ging es an's Aufstellen der Bücher, wobei es sich bald ergab, daß der Bibliothekraum zu klein war, und die Bücher verschiedener Fachwissenschaften in zwei Reihen hinter einander aufgestellt werden mußten.

Die Mutter war glücklich, in einem kleinen Garten ihre Wirthschaft betreiben zu können. Im Herbste des nämlichen Jahres 1804 legte sie sich einen Rasenplatz im Garten an, der zum Bleichen der Wäsche dienen sollte, wie es Cleve-Holländischer Brauch war. Von den Zimmern der Hinterseite des Hauses und im Garten sah man den Thurm der Martinikirche und hörte das Geläute desselben ganz in der Nähe. Ehe die Familie an diesen Glockenlärm — der Wallfahrer kann das Geläute dieser Glocken, denen es an allem Wohl- und Einklang fehlte, wol so nennen — der vom Morgen bsi zum Abend sechs und auch

acht Mal wiederholt wurde, sich gewöhnen konnte, dauerte es lange, besonders war der eintönige Anschlag von zwei Glocken verschiedener Stimmung, den man Beiern nannte, im höchsten Grade widerwärtig.

An den Garten des elterlichen Hauses stieß ein größerer, welcher den Geschwistern Ising gehörte, deren Haus in der Hörterstraße stand. Es waren ihrer drei; zwei alte, unverheirathet gebliebene Jungfrauen und ein Sohn von 38—40 Jahren, der körperlich unvollständig entwickelt und geistig ganz unentwickelt geblieben war. Groß und schlank und hager wie er war, lief das unglückliche Geschöpf, mit vorgestrecktem Oberleib und barhäuptig den ganzen Tag, es mochte Wetter sein, welches es wollte, im Garten umher, unartikulirte, lallende Töne ausstoßend, die, so wie die ganze Erscheinung des Unglücklichen, uns die Nachbarschaft Anfangs sehr verleidete. Allein wie der Mensch sich an Alles gewöhnt, so gewöhnte sich in diesem Falle die Familie des Wallfahrers auch an ihren Nachbarn, von dem der Verkäufer des Hauses bei den Kauf-Unterhandlungen wohlweislich geschwiegen hatte. Jan (Johann) Ising führte ein durchaus animalisches Leben, ohne jedoch ganz empfindungslos zu sein. Er hatte sich bald mit uns befreundet,

und wußte einen jeden der Familie zu unterscheiden, was er bald durch verschiedene Töne, bald auch durch Zeichen zu erkennen gab. Oft trottirte er stundenlang an dem lebendigen Zaun, der beide Gärten schied, auf und ab. Kam dann einer von uns Knaben auch in den Garten, so mußte er auf unserer Seite der Hecke den Trab mitmachen. Gutmüthig wie der Jan im Ganzen genommen war, konnte er doch böse werden, wenn man seinem Willen nicht gleich nachkam, doch beruhigte er sich gleich, sobald der — Ritt seinen Anfang genommen hatte. Dabei machte er Kapriolen wie ein junges Pferd, und war durchaus nicht zu ermüden. Hatten wir Knaben nicht länger Lust oder Zeit, die Tollheiten des unglücklichen Jan mitzumachen, so war er auch zufrieden, wenn wir uns davonmachten. Eigenthümlich war es, daß er einen gewissen Sinn für's Glockengeläute hatte. Sobald auf dem Martinithurm geläutet wurde, so war Jan auch sogleich an einer bestimmten Stelle der Gränzhecke, von wo aus der Thurm am besten gesehen werden konnte. Da stellte er sich auf und machte die Bewegung des Glockenläutens mit den Armen so lange, als es auf dem Thurm läutete. Dann fing das Trottiren im Garten wieder an. Mehr als ein Mal

hatten die Schwestern Ising Gelegenheit gehabt, ihr Grundstück vortheilhaft zu verkaufen, allein ihr verstorbener Vater hatte letztwillig verordnet, daß sie sich des Hauses und Gartens nur dann entäußern dürften, wenn der Sohn Jan mit Tode abgegangen sei, weil der Garten dessen einzige Welt geworden. Erst in der Periode, welche des Wallfahrers Denkwürdigkeiten Münsters Franzosenzeit nennen, starb Jan Ising, worauf das Grundstück in den Besitz des Freiherrn von Wintgen, auf Ermelinghof, überging, der den größten Theil des Gartens in einen englischen Park verwandelte, wobei an unserer Seite viele Fliederbüsche und andere Ziersträucher und besonders Robinien oder Pseudo-Akazien gepflanzt wurden, die rasch in die Höhe schossen und zur Blüthezeit einen angenehmen Duft auch in unserm Garten verbreiteten. Nur klagte die Mutter, daß der vermehrte Blätterfall ihrer Bleicherei schädlich werde.

Außer dem älterlichen Häuse stand in der Ritterstraße noch ein zweites, das sich von den Hütten durch Massivbau unterschied und dieselben weit überragte, wie das unsrige es auch that. Es gehörte einem Schreinermeister Hagemann, der einer alten münsterschen Handwerker-Familie ent-

stammte, die mit ihm zu erlöschen drohte. In diesem Hause bezog späterhin der lutherische Prediger Offelsmeyer eine Miethswohnung. Es fiel in die Zeit des oben erwähnten Consistorialraths-Streits, und gerade, als er am heftigsten entbrannt war. Die Offelsmeyer'sche Familie wurde eine sehr unangenehme Nachbarschaft. Nicht allein, daß ihr Haupt den Vater des Wallfahrers haßte, weil er ihn mit an der Spitze der Möller'schen oder Reformirten-Partei glaubte, was ein grundloser Verdacht war, dann aber auch Neid, daß derselbe Hauseigenthümer geworden war; diese Stimmung des Predigers pflanzte sich auch auf seine Familie fort, die es den Geschwistern des Wallfahrers fast bei jeder Gelegenheit durch Redensarten sowol als Geberden fühlen ließ.

Der Vater des Wallfahrers war der erste und — zugleich letzte von „dat Prüske Volk," welcher sich durch Hauskauf in Münster ansässig machte, und dadurch gewissermaßen seinen Wunsch zu erkennen gab, sich den alten Bürgerfamilien der Stadt anschließen zu wollen. Von diesen wurde es sehr gut aufgenommen; man kam ihm überall entgegen, noch mehr, als er mit der Zeit bemüht war, sich der münsterschen Mundart zu bemächtigen, um mit seinen nunmehrigen Mitbürgern in

ihrem Platt sprechen zu können. In dieser Richtung wirkte er auch auf seine Kinder, von denen die jüngste Tochter Mina und die beiden jüngsten Söhne in dem Gebrauch der, an Wörtern sowol, als an Redewendungen reichen Mundart des münsterschen Plattdeutsch es bis zu einem gewissen Grad der Vollendung gebracht haben. Von den Beamten des spezifischen Preußenthums wurde dieses Hinneigen zum alten Bürgerthum eines „Preußen" unwürdig, und das Erlernen des Volksdialekts für einen Rückschritt in der Bildung, ja für gemein erachtet. Der Vater kümmerte sich nicht um das Geschwätz; er blieb auf der einmal eingeschlagenen Bahn, die er für die rechte erkannt hatte, ohne dadurch genöthigt zu sein, seinem preußischen, noch viel weniger seinem National-Gefühl als Deutscher etwas zu vergeben.

In dem Bürgerthum alter Städte liegt ein tiefer Grund sittlicher Wohlfahrt, wenn die Familien, die es bilden, sich fortpflanzen und ihr Name Jahrhunderte lang in der Geschichte der Stadt mit Ehren genannt wird.

So in Münster zur Zeit, als das geistliche Regiment daselbst nach tausendjährigem Bestand den Weg alles Fleisches gegangen war. Es gab in Münster mehrere Bürgerfamilien, die ihre Ge-

schlechtsregister bis in's 15. und 14. Jahrhundert verfolgen konnten, andere, von denen der Ursprung nicht durch schriftliche Ueberlieferung festgestellt war, die man aber für noch älter als jene, und für Nachkommen von Ministerialen der geistlichen Herren des Hochstifts hielt, was jedoch besonders diejenigen traf, die bereits oben als Neuadlige genannt worden sind.

Zu den alten Bürgerfamilien der Stadt Münster rechnete man die Namen:

Aschendorf, Aulike, Bodde, Boner, Böker, Coppenrath, Deiters, Diekhof, Dierikx, Düesberg, Elmering, Füsting, Giese, Gladen, Goosen, Hannasch, Hassenkamp, Hoetumb, Hosson, Hölscher, Ißfort, Ising, Keller, Kördink, Laakmann, Lagemann, Landgreber, Linde, Kinderkamp, Lohkamp, Lutterbeck, Melchers, Niedick, Osthof, Osthus, Overschmidt, Renne, Rottmann, Scheffer-Boichorst, Schlüter, Schücking, Schweling, Schwick, Smeddink, Sternberg, Storp, Strierßen, Theißing, Thüßing, Tüshaus, Waldeck, Walleck, Westhof, Westhus, Wilberding, Zeppenfeld, Zumbrick, Zumfelde, Zumloh, Zurstraßen.

Von den Niedick's wußte man, daß sie aus Stromberg eingewandert waren. Die Smeddink's verhochdeutschten ihren Namen in der Folge in

Schmedding, wie denn auch die Zumbrücks u. s. w. sich ursprünglich plattdeutsch Tombrögg rc. geschrieben hatten.

Diese Namen gehörten dem altmünsterschen Beamten- und Gelehrten-Stande überhaupt an, dem höhern Gewerbe- und selbst dem Handwerksstande. Alle Familien waren mehr oder minder verschwägert, denn man hatte es sich gewissermaßen zum Gesetz gemacht, keine Frau aus einer andern Stadt zu holen. Jede Familie besaß ihr eigenes Haus, und wurde, wie schon einmal gesagt worden ist, von ihr allein bewohnt; sie besaß aber auch außerhalb des Stadtgrabens ihren Garten, oder auch mehr als einen, den sie selbst durch ihre Dienstleute bebaute, und worin es kleine Gartenhäuser gab, die zu geselligen Zusammenkünften der Familien benutzt wurden, bei denen ein gewisser Turnuß üblich war.

So zeigte Münster ein für sich abgeschlossenes Bürgerthum, dessen Schranken zu überspringen, durch Heirath etwa, einem Fremden sehr schwer, wenn nicht gar unmöglich wurde. Den vielen Lichtseiten, die es bot, standen aber auch viele Schattenseiten gegenüber. Kann es doch nicht anders sein! Dadurch, daß es gleichsam eine einzige, große Familie bildete und es fremdem Blute

die Aufnahme versagte, blieb es mehr oder weniger auf seinem alten Standpunkte stehen; jede gründliche Auffrischung wies es von sich ab, was zur Folge hatte, daß der Anschein hervortrat, es werde — verknöchern.

Es war im Jahre des Heils, da man schrieb 1805, als Schwester Friederike ins elterliche Haus zurückkehrte. Sie hatte seit Anfang des Jahres 1803 in Amsterdam gelebt in der Familie des Barons Boetzelaar als Erzieherin dessen drei Töchter. Friederike war ganz Holländerin geworden, gravitätisch in ihrem Benehmen, wie die schönen Bewohnerinnen Bataviens damaliger Zeit alle waren, niemals rückwärts blickend, kaum rechts und links zur Seite — schielend, stets vorwärts, das Auge aber nicht gerad' aus, sondern zur Erde gesenkt, zuweilen es aufschlagend gen Himmel! So wollt' es die holländische Sitte selbst in der großen Handels- und Seestadt Amsterdam, wo Fremde aus allen europäischen Nationen angesiedelt waren, und hunderttausend aus allen Theilen der Welt im Hafen zeitwillig verkehrten, was freilich nunmehr durch den Seekrieg aufgehört hatte oder doch auf ein Minimum beschränkt war. Also selbst in dieser großen Stadt herrschte jene Sitte, die man in Holland als das erste Erfor-

derniß durch Erziehung zu erlangender weiblicher Vollkommenheit ansah, und die man — Sittsamkeit nannte. Friederiken war dieser Brauch zur andern Natur geworden, und er ist ihr auch heute noch eigen, wiewol in gemilderter Form.

Friederike war ein schönes Mädchen. Sie hatte die regelmäßigen Gesichtszüge des Vaters, diese aber weiblich veredelt. Der Gestalt nach war sie ein Abbild der Mutter, von mittler, schlanker Statur, und mit jenen plastischen Wellenlinien, die in der ästhetisch gebildeten Seele des Mannes einen wohlthuendern Eindruck zurückläßt, als der blos sinnliche Mensch ihn durch's Auge in sich aufnimmt. Voll und üppig war ihr Busen, den sie bei der Heimkehr nicht, wie die Pariser Mode von damals als Ueberrest der wildesten Zeit der Revolutionsjahre es vorschrieb, vom Hals ab tief entblößt trug, sondern der holländischen Sitte folgend, die noch nicht in dem Maße, wie anderwärts, von französischer Mode verderbt und vergiftet war, sittsam eingehüllt, unter dem hoch hinauf gehenden Leibchen nur errathen lassend, was es verberge. Friederikens hellblondes Haar zeichnete sich durch Seiden-Weiche und Glanz und eine Fülle aus, die ihr schwer machte, es nach dem in Holland üblichen Brauch

unter dem kleinen Häubchen, das auch Jungfrauen trugen, zu bewältigen und zu ordnen; aufgelöst fiel ihr das Hinterhaar fast bis zur Erde herab.

Aus ihrem von der Mutter ererbten dunkelblauen Auge schaute ein Engel der Güte, in lebhaftem Gespräch schoß es aber auch Blitze, die den feurigen, hervorragenden Geist des Vaters verkündeten, von dem sie in Allem, was Verstandesschärfe und Urtheilskraft betrifft, die echtgeborene Tochter war. Friederike war ein sehr gebildetes Mädchen. Schon im elterlichen Hause unter Leitung des Vaters, und dann während des Aufenthalts in Amsterdam hatte sie einen Schatz von Kenntnissen gesammelt, wie wenige ihres Geschlechts. Baron Boetzelaar, einer aus der Schule altholländischer Gelehrsamkeit, die mit der gründlichsten Bildung in allen Zweigen des menschlichen Wissens verknüpft war, besaß eine große Büchersammlung, davon der größere Theil in seinem Hause in der Stadt, der kleinere auf der Buitenplaats, dem Sommersitz außerhalb der Stadt, aufgestellt war. In dieser Bibliothek sah Friederike die schöne Literatur der Franzosen und Engländer, auch die begränzte von Niederland selbst, durch die ersten Dichter und Schriftsteller vertreten,

während von den ernsten Wissenschaften namentlich das Fach der Geschichte und Politik vorzüglich bedacht war. Diese Bibliothek wurde für sie eine Fundgrube unendlichen Wissens, zumal des historischen, welches, indem sie ihren Zöglingen die Geschichte des Vaterlandes zu erzählen hatte, ihr diejenige Schwärmerei für bürgerliche und politische Freiheit und für republikanische Staatseinrichtungen in's Herz gepflanzt hatte, die ihr auch in späteren Jahren nie ganz verloren gegangen ist. Im Hause des Barons Boetzelaar, und in den ihm verwandten und befreundeten Familien war der alte Republikaner-Sinn, der die sieben vereinigten Provinzen der Niederlande vom spanischen Königs-Joch und die reformirte Landeskirche von der Herrschaft des römischen Hohepriesters frei gemacht hatte, maßgebend geblieben und doch nichts von den Ideen der modernen Republik eingedrungen, die, wie philosophisch und auf Menschenrecht begründet sie auch Anfangs klingen mochten, sehr bald in Verwilderung übergegangen waren, nur allein die politische Unterdrückung aller übrigen Völker, auch des Volks von Alt-Niederland, in's Auge fassend. Baron Boetzelaar war in Paris gewesen, just als der glückliche Sohn des Feldlagers aus Aegypten heimgekehrt

war, um sich durch den Staatsstreich vom 18. Brümaire unter dem Schutze von Bayonneten an die Spitze von Frankreich zu drängen. „Nun ist's aus mit der Republik, hatte er bei der Rückkehr seinen Freunden gesagt, das Wespennest der Jakobiner ist zwar zerstört, aber ein weit schlimmeres wird von einem bösartigern Wespen-König an die Stelle treten, dem alles Selbstdenken und Selbstwollen die Pest ist, unter dessen Regiment Niemand sich anders rühre, als man ihm heißt." Im Boetzelaar'schen Hause herrschte der gewaltigste Buonaparte-Haß, der sich, wie natürlich, auch Friederiken eingeimpft hatte, und der sich bei ihr auf alle Franzosen ausdehnte, die dem ehrsüchtigsten Menschen, der jemals gelebt, freiwillig dienstbar geworden waren.

Die schöne Literatur der Franzosen hatte Friederike lieben gelernt. Auch versuchte sie selbst französische Verse zu schreiben, was aber in späteren Jahren eine kindische Spielerei genannt wurde, die eines deutschen Gemüthes nicht würdig sei. „Niemals," sagte sie oft, „kann ein Deutscher das Innerste seiner Empfindungen in der Sprache des Wälschen dichterisch ausdrücken, es sei denn, daß er nach Denk- und Sinnesart selbst zum Wälschen geworden."

Friederike sprach das Französische und Eng-

lische wie ihre Muttersprache, und schrieb in beiden Sprachen eine Prosa vollendet, wie nur der gebildetste Eingeborene es vermag. Die literarisch ausgebildete niederdeutsche Mundart der deutschen Sprache, das Holländische, blieb für sie die Lieblingssprache im Familienkreise des elterlichen Hauses, der sie, neben dem Hochdeutschen, von Cleve nach Münster übertragen hatte. Friederike hatte in der Boetzelaar'schen Bibliothek die Encyklopädisten kennen gelernt; nach Deutschland zurückgekehrt, las sie Kant's Kritik der Vernunft, und warf sich mit einer Art Gier auf die neuere deutsche Roman-Literatur, in der damals Schriftsteller, wie Lafontaine, Cramer, Spies u. s. w., die Alleinherrschaft über die Leihbibliothek von Friedrich Theissing übten. In des Vaters großer Bibliothek war nur die ältere Literatur-Periode von Gottsched, Gellert, Goethe 2c. abwärts vertreten.

Während ihres Aufenthalts im Boetzelaar'schen Hause schrieb Friederike wöchentlich wenigstens ein Mal bald an die Eltern, bald an ihre Schwestern Lena und Mina. Alle ihre Briefe athmeten die kindlichste und eine herzliche Liebe zu den Geschwistern, wie sie aus einem frommen Gemüth entspringt, das ihr im vollen Sinne des Wortes innewohnte. Die in der Familie vorfallenden Ge-

burtstage wurden nie übergangen: zum Geburtstage des Vaters und der Mutter und der fünf Geschwister kam jedes Mal ein Glückwunsch, bald in Prosa, bald in Versen, an die Eltern und die Geschwister entweder in hochdeutscher oder holländischer Sprache, mit Ausnahme der Schwester Mina, welche, der französischen Sprache eben so mächtig, wie Friederike, in der Regel französische Verse bekam. Jedes dieser Gratulationsschreiben war mit einem Geschenk begleitet, je nach Umständen groß oder klein, immer aber aus Hollands Gewerbfleiß entnommen, bald ein Fabrikat seiner Manufacturen, bald eins der überseeischen Produkte, die sein Handel aus Batavia, aus Surinam oder vom Vorgebirge der guten Hoffnung nach Amsterdam gebracht hatte, so lange diese Colonien noch nicht von den Engländern besetzt waren, und holländische Handelsschiffe durch die auf allen Meeren kreuzenden Oorlogs- und Kaperschiffe hindurchschlüpfen konnten.

Friederike sprach in ihren Briefen nur von den angenehmen Verhältnissen, in denen sie im Hause des Barons Boetzelaar lebe, wie sie als ein Glied der Familie angesehen werde, wie sie in der Achtung des Barons und seiner verehrungswürdigen Gemahlin und in der Liebe der Töchter, ihrer Pflegbefohlenen, ihr Glück finde, das durch

nichts getrübt sei; daß es vermehrt werde durch den ungezwungenen Umgang mit geistig begabten Frauen und mit liebenswürdigen Mädchen ihres Alters, und die vielfachen Genüsse, welche die große Handelsstadt darbiete, ihrerseits auch beitrügen, sich in jeder Rücksicht behaglich zu fühlen. Zu Ende des Jahres 1804 aber nahmen ihre Briefe, wie aus den Gesprächen zwischen dem Vater und der Mutter meist zufällig erlauscht wurde, einen andern Ton an. Er schien eine Verstimmung ihres sonst so heitern Gemüths anzudeuten und Saiten entlockt zu sein, welche statt des bisherigen Wohlklangs nur Mißklänge auch in der Seele der Eltern erzittern ließen. Wenig oder vielmehr gar keine Anregung findend, über das Gehörte nachzudenken, wie es dem kindlichen Alter gewöhnlich und auch ziemend ist, waren wir jüngeren Knaben, Jan und der Wallfahrer, nicht wenig überrascht, als im Märzmonat des Jahres 1805 die älteste Schwester uns wie gesprächsweise erzählte, die liebe Friederike werde aus Amsterdam zurückkommen und in's elterliche Haus wieder eintreten. Wir freuten uns herzlich und innig über die Mittheilung, war doch Schwester Friederike in ihren Briefen der kleinen Brüder stets so liebevoll eingedenk gewesen, und hatte sie ihrer mit kleinen

Geschenken an Spielzeug, auch an nützlicheren Gegenständen so oft gedacht.

Nach langen Jahren erst offenbarte der Vater seinen nun erwachsenen Söhnen die Ursache der Heimkehr von Schwester Friederike. Baron Boetzelaar hatte in ihr nicht mehr ausschließlich die Erzieherin und Lehrerin seiner Töchter gesehen, sondern auch das schöne, geistesbegabte Mädchen erkannt, welches in dem Herzen des ältern und sonst sittlich bewährten Mannes Wünsche erregt hatte, die ohne Trennung von seiner ehelichen Hausfrau nicht in Erfüllung gehen konnten. Und von einer Scheidung war sogar die Rede gewesen, wodurch Friederikens Gefühl auf's Schmerzlichste berührt worden war. Mit klarem Blick, der ihr eigen war, es überschauend, wohin heftige, ja unbändige Leidenschaft, wie sie beim Baron hervorgetreten, führen könne, hatte sie den Vater gebeten, die Tochter zurück zu rufen. Aber erst nach langem Briefwechsel mit dem Baron Boetzelaar war von diesem in Friederikens Entlassung gewilligt worden. Er hatte sie in Begleitung seiner ältesten Tochter, die sich von Friederike nicht trennen konnte, bis Zevenaar geleitet, wo sie vom Vater, der dahin gereist war, empfangen wurde. Auch gegen diesen hatte der Baron von seiner Leidenschaft und seinen

Wünschen und dem Mittel gesprochen, wie er sie zu erfüllen gedenke, wenn Friederike ihm geneigt sein wolle; allein vergebens, wie es von einem Manne, von dem hohen Gefühl für Recht und Sitte durchdrungen, wie es der Vater war, nicht anders zu erwarten stand.

Zu den Freunden des elterlichen Hauses gehörte, noch von Cleve her, August H. Bielefeld war seine Heimath. Er bekleidete den Posten eines Salarien-Cassen-Controleurs bei der Regierung, sonst in Cleve, nunmehr, seit Besitzergreifung eines Stücks vom Hochstift Münster, als preußisches Fürstenthum Münster, in der Hauptstadt dieses Namens. Unter Regierung verstand man in den Staaten des Königs von Preußen damals die oberste Justizbehörde einer Provinz.

H. war von Statur klein, an der linken Schulter etwas verwachsen. Auch die Beine hatten nicht die normale Gestalt, sie näherten sich der Form, die im gemeinen Leben mit dem Ausdruck Säbelbeine bezeichnet wird. Sein Gesicht war ursprünglich von regelmäßigen Zügen gewesen, jetzt aber entstellt durch die Nase, welche tiefe Narben einer schweren Wunde zur Schau trug. In Cleve war er nämlich mit mehreren Offizieren von dem republikanischen Heere unter Pichegru, als es 1795

in Holland einbrach, bei Roberts, einem Vergnügungsorte und Weinhause, im Thiergarten in Streit gerathen. Die Franzosen hatten den König von Preußen geschmäht und in den gemeinsten Ausdrücken, deren die französische Sprache fähig ist, auf ihn geschimpft, H. dagegen sich seines Landesherrn angenommen und nun auch seinerseits die Republik nicht geschont. Darüber war es, dem einstigen ritterlichen Benehmen der Franzosen aus der alten Zeit entgegengesetzt, den rohen Sitten der Republik aber ganz entsprechend, zu einem Handgemenge gekommen, bei dem H. einen Schlag mit einer Weinflasche in's Gesicht erhielt, die auf der Stirn zerbrach und ihm die Nasenspitze rein weggeschnitten hatte. Die Verwundung war sehr bedeutend und ihre Heilung durch Wiederansetzung der an die Erde gefallenen und im wilden Kampfe zertretenen Nasenspitze nicht leicht gewesen.

August H. hielt viel auf Kleidung; jeder neue Schnitt, jede neue Form eines Rocks, einer Weste oder dergleichen mußte gleich von ihm nachgemacht werden. Der Vater nannte ihn deswegen den modesüchtigen Petit-maître oder auch den Modegecken. Wie die meisten Männer der damaligen Zeit, trug auch H. noch den Zopf, aber nicht nach der fast allgemein deutschen und der besondern

preußischen Soldaten-Sitte, die den Zopf dünn und lang bis auf's Kreuz liebte, dem dann ein, in Form einer Rolle gewickelter, Wulst von Haaren von den Schläfen bis in den Nacken ein unentbehrlicher Zusatz war, sondern nach französischer Art, dick und kurz, wozu er den sehr triftigen Grund anzugeben wußte, daß er es für eine Sünde halte, sein volles Hinterhaar nach der vom König von Preußen für seine Soldaten vorgeschriebenen Zopfschablone modeln zu sollen. Die stamme noch von Friedrich dem Großen her, und der habe, wie Jedermann wisse, in seinen alten Tagen sehr dünnes Haar am Hinterkopfe gehabt, daher einen dünnen Zopf, welchen er dann seinen Grenadieren und Musketieren und allen seinen Soldaten als dienstmäßig vorgeschrieben habe. Wundern müsse man sich, warum König Friedrich, ein so großer Verehrer des Franzosenthums, nicht auch den französischen Zopf nachgeahmt habe; nicht allein, daß dessen Form viel zweckmäßiger, als die preußische vom alten Fritz sei, sondern auch geschmackvoller, und darauf komme es bei der Tracht doch hauptsächlich an. So wurde der Zopf häufig Ursache zu Hader und Wortstreit zwischen H. und dem Vater, der in seinem deutsch-preußisch-patriotischen Eifer den langen Zopf des

alten Fritz nicht verunglimpft sehen wollte, und bitter böse werden konnte, wenn H. diesen Zopf mit einem Mäuse- oder Rattenschwanz verglich. So ganz Unrecht hatte er wol nicht!

Im Umgang mit den Schwestern war August H. stets der galante Mann, ohne jedoch in die Bahn fader Süßlichkeiten zu verfallen, die dem reifern Alter fremd geworden ist; H. hatte nämlich in der Epoche, von der die Rede ist, das vierzigste Lebensjahr schon überschritten. Trotzdem hing der älteste Bruder Fritz, der ihm an Jahren so weit zurückstand, daß er H.'s Sohn hätte sein können, mit Gefühlen der Freundschaft an ihm, die aus Dankbarkeit entsprungen waren, weil auch H. in früheren Jahren es nicht selten gewesen war, der Fritz vor unverdienter Strafe des Vaters in Schutz genommen hatte. Auch die zwei jüngeren Knaben waren ihm mit herzlicher Anhänglichkeit zugethan, hatte er doch immer, wenn er das elterliche Haus betrat, etwas in der Tasche, womit er ihnen Freude machte.

H. hatte zwei Brüder, davon der eine, jüngere, in Bielefeld lebte, damals als Buchhalter auf dem Comptoir einer der dortigen großen Leinwandhandlungen, die bedeutende überseeische Geschäfte machte; der andere Bruder aber, welcher

der älteste von den Dreien war, lebte in Amsterdam, wohin er vor langen Jahren als Hauslehrer für die zwei Söhne eines alten, sehr reichen Handelshauses gekommen war und dann seinen beständigen Aufenthalt genommen hatte, nachdem er seine Zöglinge auf die Universität Leijden als Mentor begleitet, von wo sie alle Drei nach Paris gegangen waren. Dort hatten sie zwei Jahre gelebt, den Studien obliegend und die Freuden mit vollen Bechern trinkend, welche die Stadt der Aufklärung und des materiell-sinnlichen Lebensgenusses in Hülle und Fülle darbot.

Der ältere H., Wilhelm mit Namen, der aber im Munde seines Bruders August und im elterlichen Hause nicht anders als der Amsterdamer hieß, war ein sehr gelehrtes — Haus, wie ihn der Vater nannte. Er zählte zu den ausgezeichnetsten Philologen seiner Zeit; als gründlicher Zergliederer der sogenannten klassischen Sprachen, von denen er das Latein nach Holländischer Gelehrtenweise so fließend sprach, wie die Muttersprache und ihren Dialekt des Holländischen, hatte er sich der modernen Sprachen, der romanischen, wie der germanischen, so vollständig bemeistert, daß er mit dem Portugiesen und dem Italiäner, dem Schweden und dem Dänen, die den Hafen von Amster-

dam als Schiffscapitaine oder als Handelsleute besuchten, in der Sprache ihres Heimathlandes so sprach, als wären sie zu Hause gewesen. Auch auf dem Sprachen-Felde des semitischen Morgenlandes hatte er sich wacker umhergetummelt. Er las und schrieb Hebräisch und Arabisch, wie selten einer, und selbst das Altsyrische hatte ihn beschäftigt. Den Grund zur Erlernung der morgenländischen Sprachen hatte er in Amsterdam gelegt durch den Verkehr und Umgang mit gelehrten Gliedern der portugiesischen Judengemeinde daselbst, die sich vor der deutschen ebendaselbst durch hohe Bildung so vortheilhaft auszeichnet, und weiter ausgebildet hatte er die Kenntniß dieser Sprachen, insonderheit des Hebräischen, während des Besuchs auf der Universität Leijden, die zu seiner Zeit den berühmtesten Orientalisten zur Auslegung des alten Testaments besessen hatte. Der Vater, der ihn bei seiner häufigen Anwesenheit in Amsterdam in früheren Jahren persönlich kennen gelernt hatte, und in beständigem Briefwechsel mit ihm stand, rühmte seinen Freund Wilhelm H. auch wegen seiner tiefen Kenntniß der mathematischen Wissenschaften, besonders der Mechanik in ihrer Anwendung auf den Schiffsbau, worin er manchem Werkmeister auf den Werften von Zaandam mit Rath und

That an die Hand gegangen war. Auch von seiner gründlichen Kennerschaft der Geschichte der morgenländischen Reiche, des Alterthums und der modernen Staaten des Abendlandes hatte der Vater viel Rühmens zu machen.

Wilhelm H. zählte zu den ersten Gelehrten Amsterdams, an denen diese, nicht blos dem Merkur huldigende, große Stadt stets reich gewesen ist. Er war eins der thätigsten und eifrigsten Mitglieder von Felix meritis und anderer auf Förderung der Wissenschaften und Künste und der Humanität berechneten Gesellschaften und Vereine, und wegen der Liebenswürdigkeit seiner geselligen Umgangsformen in vielen der angesehensten Familien ein gesuchter Gast, in manchen derselben ein beständiger Freund des Hauses, der vermißt wurde, wenn er seine Besuche ein paar Tage ausgesetzt hatte; man sah in ihm nicht länger den „hoogduitsche Muff," sondern nur den frohsinnigen, heitern Gesellschafter. Den Vätern dieser Familien, Besitzern der größten Handelshäuser, hatte der Polyglott in ihrem Verkehr mit Handelsfreunden des Auslandes großen Nutzen gestiftet und wesentliche Dienste geleistet, und leistete sie fortwährend, bald als Dolmetscher im mündlichen Verkehr, bald als freiwilliger Cor-

respondent auf dem Comptoir dieses oder jenes seiner ihm ganz nahe befreundeten Häuser. Seine gründliche Kenntniß vom Commerz und von den Wegen, die der Amsterdamer Handel einzuschlagen habe, hatte, indem sein Rath in Anspruch genommen und befolgt wurde, nicht selten scheinbar gewagte Speculationen vollständig gelingen lassen, so daß er auch in der Richtung von Handel und Schifffahrt in dem engern Kreise seiner nächsten Freunde vom Handelsstande als Autorität anerkannt wurde.

Die Dankbarkeit der Eltern seiner ehemaligen Zöglinge, von denen er einen, den Stolz des Vaters, in französischer Erde zur ewigen Ruhe zu bestatten genöthigt gewesen war, hatte Wilhelm H. in zartester Weise zum wohlhabenden Manne gemacht. Andere Handelshäuser hatten als Anerkennung der ihnen freiwillig geleisteten Dienste in gleicher Weise das Ihrige beigetragen. So war er zu Vermögen gelangt. Trotz der gelehrten Studien, die seine Hauptthätigkeit in Anspruch nahmen, war er durch täglichen Verkehr mit Freunden vom Handelsstande unwillkürlich auf den Gedanken gelenkt worden, die ihm zu Theil gewordenen Glücksgüter zu vermehren. Nicht wie so viele Menschen, die sich um die Beschaffenheit der Bahn nicht kümmern, wenn sie nur zur Quelle

des Reichthums führt, hatte er sich bei der ehrenhaftesten überseeischen Unternehmung seines ihm am nächsten stehenden Freundes mit der Hälfte seines Vermögens betheiligt, und die andere Hälfte in einer der Anleihen angelegt, welche fast alle Regierungen Europas, auch die Freistaaten von Nordamerika, während des Revolutionskriegs in Amsterdam bei dem Bankhause Hope und Co., damals dem reichsten auf dem europäischen Festlande, behandelt und abgeschlossen hatten. Aus beiden Unternehmungen war ihm ansehnlicher Gewinn erwachsen. Wilhelm H. galt für reich. Im elterlichen Familienkreise wurde er, wenn auf ihn die Rede kam, nicht anders als der reiche Amsterdamer genannt.

Zwischen den beiden Brüdern Wilhelm und August bestand ein inniges Verhältniß, was sich aus ihrer Knabenzeit herschrieb und nicht gelockert worden war, wie früh auch Wilhelm das elterliche Haus in Bielefeld verlassen hatte. Sie sahen sich jährlich ein, auch wol zwei Mal. Entweder kam Wilhelm nach Cleve, oder August reiste zum Besuch des Bruders nach Amsterdam. Als August im Jahre 1803 nach Münster übersiedeln mußte, waren die Brüder einig geworden, im nächstfolgenden Jahre, als die Reihe des Be-

suchs an Wilhelm war, sich in Arnhem ein Stelldichein zu geben, weil er nicht nach Münster kommen wollte, für das er eine große Abneigung hegte; warum? ist dem Wallfahrer nie recht klar geworden, wiewol ein dunkles Gerücht umlief, daß, bei einem frühern Besuch in Münster, den Domcapitular Fürstenberg, den Reformator des Schulwesens im Hochstift Münster, von Person kennen zu lernen, der Versuch gemacht worden sei, ihn, den strengen Anhänger der reformirten Kirche Hollands, in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche zurückzuführen. Mit dem jüngsten Bruder Christian in Bielefeld stand der Amsterdamer gar nicht in persönlichem Verkehr, und auch der Briefwechsel zwischen ihnen hatte im Lauf der Jahre ganz aufgehört.

Wilhelm H. hatte die nächste Veranlassung gegeben, daß Schwester Friederike nach Amsterdam gekommen war. Mit dem Baron Boetzelaar befreundet, war er von diesem, als er im Herbst 1802 zum Besuch des Bruders nach Cleve kam, ersucht worden, eine hochdeutsche Erzieherin für seine Töchter zu werben, da gerade er am fähigsten sei, die rechte Wahl zu treffen. Mit diesem Auftrage betraut, trat er in Gesellschaft seines Bruders August in's elterliche Haus. Er sah

Friederike jetzt als erwachsene Jungfrau, er prüfte sie in leichter, gefälliger Unterhaltung nach ihrem Wissen und ihren Kenntnissen, und gewann alsbald die Ueberzeugung, daß er die Rechte gefunden habe, da es ihm überflüssig schien, in einem Hause, wo echte Religiosität schaltete und waltete, nach dem sittlichen Halt und Wandel der Tochter zu forschen. Er trat mit seinem Auftrage Anfangs als einem ihm selbsteigenen Gedanken und als Vorschlag hervor, und als dieser bei Friederiken und dem Vater Anklang gefunden hatte, mit dem bestimmten Antrage, als Erzieherin in's Haus des Barons Boetzelaar zu treten. So war Friederike nach Amsterdam gekommen, wo ihr Wilhelm H. ein Freund und Beistand in Vertretung des Vaters geblieben ist, auch in jenen Tagen leidenschaftlicher Erregung des Hausherrn, welche Friederikens Austritt aus einem ihr liebgewordenen Wirkungskreise zur unabweisbaren Nothwendigkeit machte.

Friederike brachte Briefe vom Amsterdamer an seinen Bruder August, auch an den Vater, mit. Sie hatte ihn bei bester Gesundheit verlassen. Kaum aber war sie vierzehn Tage in Münster, als August H. eine Estafette aus Amsterdam erhielt, die ihm meldete, der Bruder sei plötzlich, und nach dem Ausspruch der Aerzte, sehr bedenk-

lich erkrankt; der Kranke verlange sehnlichst nach ihm, er möge sich Angesichts dieses auf den Weg machen, und die Reise beschleunigen. Ueber die nöthigen Vorbereitungen dazu und über die bei dem Präsidenten der Regierung einzuholende Ertheilung des Urlaubs vergingen zwei Tage, weil der Herr Präsident, ein Herr von Rohr, wie es hieß, nur schriftliche Urlaubsgesuche anzunehmen und von dem vorschriftsmäßigen Geschäftsgange nicht abzuweichen befugt sei. Und es half nichts, als auch der Vater sich für den Freund seines Hauses bei dem gestrengen Herrn Präsidenten mündlich verwendete, und froh mußte man sein, daß es der Kanzleischreiberei der Regierung gefallen hatte, den schriftlichen Urlaubsbescheid rascher auszufertigen, als sonst geschrieben wird!

Die Figur des Hrn. von Rohr steht dem Wallfahrer auch heute noch so lebhaft vor der Seele, als hätt' er sie erst gestern mit Augen erblickt. Herr von Rohr, aus einer der alten fränkischen Familien stammend, welche mit dem Burggrafen Friedrich von Nürnberg im Anfange des 15. Jahrhunderts in der Mark Brandenburg eingewandert sind, und sich daselbst ansässig gemacht, auch im Dienste der Kurfürsten-Markgrafen dieses Reichslandes wichtige Stellen im Richter- und Finanz-

dienst bekleidet, auch mit dem Schwerte, wenn es Noth that, drein geschlagen haben, war ein großer, langer, sehr hagerer Mann, aus dessen kaltem Gesicht weniger die Würde des obersten Richters in der Provinz hervorleuchtete, als die Strenge des hohen Vorgesetzten, der daran gewöhnt war, alle, seinen Untergebenen ertheilten, Befehle eben so unweigerlich, eben so rasch und pünktlich vollstreckt zu sehen, als hätte er eine Compagnie Soldaten vor sich gehabt. Ließ sich, im Ganzen genommen, gegen diese Strenge im Dienst auch nichts einwenden, so wurde doch allgemein über die Härte Klage geführt, mit der Seine Gestrengen das geringste Versehen eines Unterbeamten der Regierung zu ahnden liebte. Er war darum im Kreise dieser Beamten ein gefürchteter Mann, und selbst die Richter des Collegiums konnten sich von dem Gefühl der Furcht vor ihrem Präsidenten nicht frei halten, weil er die Macht hatte, sie, wenn er wollte, höhern Orts in Berlin in ein ungünstiges Licht zu stellen. Für uns Knaben war schon die äußere Erscheinung des Herrn von Rohr ein Gegenstand der Furcht. Wir wichen ihm auf zwanzig und dreißig Schritt aus, wenn wir die lange, hagere und magere Figur, welche an den Ritter von der traurigen Gestalt im Titel-

bild zu Bertuch's Uebersetzung vom Don Quixote, die sich in des Vaters Bibliothek befand, erinnerte, über den Domplatz daherschreiten sahen im hechtgrauen Leibrock nach dem Schnitt der damaligen Mode, mit kurzen, eben so farbigen Beinkleidern, in seidenen Strümpfen und Schuhen mit gewaltigen Silberschnallen darauf, und auf der gepuderten Perücke, welcher der rattenschwanzartige lange Zopf nicht fehlte, einen dreieckigen Hut, den wir seiner Form wegen Oellampe nannten, weil er mit den in Kleinbürgerfamilien der Stadt und auf dem Lande üblichen Lampen die entschiedenste Aehnlichkeit hatte. Andere Schulgenossen, die aus den alten Provinzen jenseit der Elbe stammten, und deren Väter als Beamte nach Münster versetzt worden waren, hatten einen andern Ausdruck für diese Hutform; sie nannten des Herrn von Rohr Hut einen Dreimaster. So costümirt schritt der Herr Präsident gravitätisch einher, in der rechten Hand ein silberbeknopftes, starkes und langes, ihm fast bis an die Brust reichendes spanisches Rohr, dessen Kraft wir kannten, weil Seine Gestrengen sich nicht entblödet hatte, es auf dem Rücken eines unserer Alters- und Schulgenossen zu versuchen, als diesem das Unglück begegnet war, dem Gewaltigen aus Versehen zu nahe vor das erhabene

Antlitz zu kommen. Herr von Rohr war ein Mann aus der — Ordre parirenden Zeit Friedrichs II. von Preußen, unter dessen Regierung er den ersten Schritt auf seiner Richterlaufbahn gemacht hatte. Mit all' diesen Aeußerlichkeiten, die nichts weniger als geeignet waren, einen angenehmen Eindruck zu hinterlassen, verband aber Herr von Rohr, wie allgemein bekannt war, ein mildes Herz, das er absichtlich unter der schroffen Außenseite zu verbergen suchte, um seiner hohen Würde nichts zu vergeben; und die Wage der Gerechtigkeit konnte, wie ebenfalls anerkannt wurde, von keiner bessern und sicherern Hand gehalten werden, als von der seinigen.

Sein starres Festhalten an den Formen des Geschäftsganges hatte aber in dem Falle, von dem hier gesprochen wird, die beklagenswerthe Folge, daß August H. seinen Bruder nicht mehr am Leben fand. Er hatte am Tage vor August's Ankunft den letzten Seufzer ausgehaucht, im vollen Bewußtsein, und bis auf den letzten Augenblick mit der Hoffnung, auf dem Sterbelager dem geliebten Bruder noch ein Mal in's Auge zu blicken.

Wilhelm H., der nie beweibt gewesen war, hatte den Bruder August zum Universalerben seines, nach deutschen Begriffen, sehr ansehnlichen Vermögens eingesetzt. Der Bruder Christian in

Bielefeld, der mit seiner aus drei Kindern bestehenden Familie, wenn auch nicht in dürftiger, doch in kümmerlichen Verhältnissen lebte, war im Testament ganz übergangen worden. Es war die Rede davon, daß Christian die letzwillige Verfügung des Amsterdamers anzugreifen Willens sei, allein Rechtsverständige, welche das holländische Gesetz genau kannten, riethen davon ab, weil das Testament in der rechtsgültigsten Form abgefaßt sei, und ein in Amsterdam anzustrengender Prozeß nur mit Verlust desselben und mit Tragung bedeutender Gerichtskosten endigen werde. Hatten die Brüder August und Christian bisher wenig in Verkehr gestanden, so erweiterte sich die Spaltung, wie sie bis dahin obgewaltet, anjetzt zu einem vollständigen Riß, bei dem von Christian's Seite und dessen Ehegenossin Worte, wie Erbschleicher und Erbschleicherei, fielen, die aber durchaus grundlos waren. Erst mehrere Jahre nachher ist der unnatürliche Riß glücklich verstopft worden.

August H. hatte Friederike als Kind gekannt und sie zur Jungfrau aufwachsen sehen. Auch hatte er, so oft er in Amsterdam gewesen war, sie in Gesellschaft seines Bruders im Kreise der Boetzelaarschen Familie aufgesucht. Nichts war erklärlicher, als daß er Wohlgefallen an dem schö-

nen, jetzt 21 Sommer alten Mädchen gefunden hatte, von dem sein sinnliches Auge gereizt, auch sein Gemüth gefesselt worden, indeß ihre geistige Begabung ohne Eindruck auf ihn geblieben war. Denn er bildete gerade den Gegensatz seines Bruders Wilhem, des scharfsinnigen, gelehrten Amsterdamer Bruders; August war verhältnißmäßig beschränkten Verstandes, und was er in der Jugend auf einer sogenannten lateinischen Schule seiner Vaterstadt Bielefeld erlernt hatte, ging nicht weit über die mäßigsten Ansprüche hinaus, welche zu Ende des 18. und im Anfang des 19. Jahrhunderts an allgemeine Bildung gemacht werden durften. Doch hatte er in der Schule des Lebens die Rauhigkeit kleinbürgerlicher Sitten, die ihm in der Jugend eigen gewesen war, abgeschliffen, was er dem Umgange mit Männern und Familien höherer Bildung zu verdanken hatte, auch dem Einflusse seines Bruders, des Amsterdamers, der ihm durch einen lebhaften Briefwechsel, worin die verschiedenartigsten Gegenstände im lehrenden Tone besprochen wurden, das zu ersetzen suchte, was in der Jugend versäumt worden war. August war in seinen Manieren, wie man sagt, ein Weltmann, ein Mann der Gesellschaft geworden. In

der Epoche, von der die Rede ist, hatte er das 43. Lebensjahr überschritten.

Gleich nach Friederikens Rückkehr wurde August H. ein täglicher Gast im elterlichen Hause und nur wenige Tage dauerte es, daß es in der Familie als öffentliches Geheimniß bekannt war, er bewerbe sich um Friederikens Gunst und Hand! Mit ritterlicher Kühnheit hatte er, so raunte Fritz den jüngeren Brüdern zu, sturmlaufend den Angriff gewagt und nur schwachen Widerstand gefunden, worüber die Eltern nicht wenig mit dem Kopfe geschüttelt haben sollten! Das weibliche Herz ist ein Born, in dessen Tiefe Gefühle entgegengesetzter Art begraben liegen, daß man sie für widernatürlich zu halten geneigt sein muß, und — die zu entwirren und zu erklären selbst vom schärfsten Verstande unter den Weiberkennern vergeblich angestrebt wird.

Plötzlich kam die Estafette aus Amsterdam, die den zärtlichen Liebhaber an's Krankenlager berief. Als reicher Mann, als ein Krösus kehrte er nach Münster zurück!

Friederike wurde bald nachher August's verlobte Braut und nach Beendigung der üblichen Trauerzeit wegen Ablebens des Amsterdamers, die strenge inne gehalten wurde, seine eheliche

Hausfrau. August H. bekannte sich zur lutherischen Kirche, ohne jedoch auf den Unterschied zwischen dieser und der reformirten Confession ein großes Gewicht zu legen, daher es ihm leicht geworden war, den Wunsch seiner Braut, vom Geistlichen der reformirten Kirche getraut zu werden, in Erfüllung gehen zu lassen. Die Trauung erfolgte nicht in der Kirche, was überhaupt vermieden wurde, um, wie man sich protestantischer Seits ausdrückte, der hyperkatholischen Stadt und ihren, den Protestanten und Preußen feindlich gesinnten Einwohnern, keinen öffentlichen Anlaß zum Aergerniß zu geben, sondern in der Wohnung des Bräutigams, welche, in einem der schönsten Häuser des Prinzipalmarkts, dem Lambertikirchthurm gerade gegenüber, sehr geräumig und vom ihm, unter Beihülfe und Rathgebungen Friederikens, sehr geschmackvoll eingerichtet und dem Vermögen entsprechend prächtig möblirt worden war.

August hatte sich ausdrücklich ausbedungen, daß der Brautvater seiner Tochter auch nicht das Mindeste an Aussteuer mitgeben dürfe, mit Ausnahme etwa ihrer Leibwäsche, da die Amsterdamer Erbschaft nicht blos baares Vermögen gebracht hatte, sondern Alles, was zur Einrichtung eines glänzenden Hauswesens erforderlich war. Da

war Tischzeug vom feinsten Damast und in den verschiedensten Mustern, und Bettwäsche vom feinsten Gewebe, aus den ersten holländischen Webereien und den größten Kramläden Amsterdams entnommen, in mehreren Schränken von unten bis oben aufgestapelt, während in anderen Japanisches und Chinesisches Porzellan prangte, das aus Batavia gekommen war, in noch anderen aber das Silberzeug an Löffeln, Messern und Gabeln, an Leuchtern, Kaffee-, Thee- und Milchkannen, an Schüsseln, Tellern, Platten, an Theemaschinen ꝛc. in geschmackvollster Weise aufgestellt war; in diesem Schranke wurde das Auge besonders gefesselt von einem massiv silbernen, stark vergoldeten Theeservice, bestehend aus der Theemaschine mit Kohlenbecken, der Kanne, dem Milchgefäß, der Zuckerdose mit massiv goldener Zange, und zwei Tassen, wozu zwei gleichfalls ganz massiv goldene Theelöffel gehörten. Der Amsterdamer hatte in jeder Beziehung das Solide geliebt, wie es überhaupt in Holland der Fall war, wo in damaliger Zeit die Mode noch nicht das Hauswesen und die häusliche Einrichtung tyrannisirte. Man hielt sich an das Alte, dauernd Werthvolle, von den Vorfahren Ererbte, das man mit den erforderlich geworde-

nen Ergänzungen gleichen Stils auch auf die Nachkommen zu übertragen gedachte.

Es war Sitte, daß ein Paar, welches so eben den Bund der Ehe geschlossen hatte, eine Hochzeitsreise machen, und diese gleich nach dem Hochzeitsmahle antreten mußte. Wohin diese Reise zu richten und wie sie zu vollführen sei, war zwischen Friederike und August lange vorher Gegenstand des berathenden Hin- und Herredens und der Zweifel gewesen. Ueber das Wie waren sie sehr bald einig geworden; desto schwieriger war die Antwort auf die Frage: wohin?

Dem elterlichen Hause in der Ritterstraße gegenüber wohnte ein Lohnkutscher, Namens Overhagen, der mit seinen acht Pferden und zwei Kaleschen beständig auf Reisen war. Der Vater und Overhagen, ein sehr verständiger Mann, der, weil er auf seinen bald kurzen, bald längeren Reisen vielfach in protestantische Länder kam, von dem hyperkatholischen Wesen seiner Mitbürger Vieles verloren hatte, hielten gute Nachbarschaft. Overhagen's zwei Söhne, mit uns jüngeren Knaben nahe von gleichem Alter, waren nicht selten unsere Spielgenossen in den kleinen Gärten hinter unseren Häusern, oder auf dem freien Platze an der Ritterstraße und dem Promenadenwall, der sich

vom Mauritz-Thor bis zum Höxter-Thor erstreckte, und von den anwohnenden Hausfrauen zum Trocknen der Wäsche benutzt wurde. War der alte Overhagen und sein Knecht mit den Pferden zu Hause, so wurden diese täglich ausgeführt. Das war dann ein Jubel für uns Knaben; fast regelmäßig machten wir vier, des Hauderers Söhne und wir, den Ritt mit; denn der Knecht, der uns lustige Burschen alle gut leiden mochte, wußte es meist so einzurichten, daß er das Spazierenführen seiner Rosse außerhalb unserer Schulstunden vornahm. Die ersten Male hatten wir zwei, Jan und der Wallfahrer, den Ritt ohne Erlaubniß der Mutter — der Vater war um diese Tageszeit stets auf seiner Schreibstube im Kammergebäude — mitgemacht. Und als herauskam was geschehen, da gab es derbe Scheltworte, von Rechtswegen, und das strengste Verbot wurde, ganz besonders mit Bezug auf Krölleskn, erlassen, von dem die Mutter wegen seiner schwächlichen Leibesnatur am meisten besorgte, er könne an seiner Gesundheit Schaden leiden. Mit der Zeit wurde das Verbot zu unserer großen Freude zurückgenommen, dem Knecht aber die größte Vorsicht empfohlen. Nie ist bei diesen Spazierritten ein Unfall vorgekommen. Overhagen's Pferde waren,

weil fast beständig auf der Landstraße, bald abgetriebene und abgemagerte Thiere, oder Kracken, wie wir sie in diesem Zustande nannten, die dann in den grundlosen Wegen des Münsterlandes den Dienst versagten und durch kräftigeres Gespann ersetzt werden mußten. Was aber seine Reisekaleschen betraf, so waren diese in der Regel ein alter, abgestandener, formloser, unbequemer Kasten, fast von Anno 50 des vorigen Jahrhunderts, den damals ein Domherr hatte bauen lassen oder einer von der Ritterschaft des Hochstifts, die durch ihre solide Wohlhabenheit, ja in einzelnen uralten Familien durch festbegründeten großen Reichthum, sich auszeichnete.

Als die Frage der Hochzeitsreise vorlag, hatte Nachbar Overhagen ein neues Gespann, vier schöne Schimmel, die einen wirklich prächtigen Postzug bildeten. Man reiste im Münsterlande immer mit vier Pferden, lang gespannt; man konnte nicht anders, der abscheulichsten Wege halber, die es jemals im heiligen Römischen Reiche deutscher Nation gegeben hat. Dieser Schimmel-Postzug wurde zur Hochzeitsreise in Beschlag genommen, und Overhagen, der biedere Nachbar, aufgefordert, selbst der Rosselenker auf dieser Reise

zu sein. Auf Benutzung einer seiner mittelalterlichen Rococokaleschen wurde Verzicht geleistet.

Münster, wo das gewöhnliche Handwerk, noch mehr das höhere Gewerbe, auf einer sehr niedrigen Stufe der Entwickelung stand, zählte nichtsdestoweniger unter seinen Mitbürgern einen strebsamen jungen Mann, der mehrere Jahre in der berühmtesten der Wiener Wagen-Fabriken gearbeitet und nach der Heimkehr in die Vaterstadt eine Wagenbauerei nach großem Maßstabe angelegt hatte, aus der eben so dauerhaft, als geschmackvoll und elegant gebaute Kutschen, Stadt- und Reisewagen und Kaleschen, in den manchfaltigsten, gerade in Mode seienden Formen hervorgingen. Dieser thätige Mann hieß Böcker; seine Werkstatt war am Mauritzthor. Der Absatz, den er nach weit und breit machte, war in den wenigen Jahren des Bestandes seiner Fabrik so bedeutend geworden, daß er, in Ermangelung tüchtiger Arbeiter, die er erst selbst bilden mußte, nicht immer im Stande war, die eingehenden Bestellungen so zu befriedigen, wie die Kunden und er selbst es wünschten, und sein Magazin fertiger Wagen fast immer leer stand. August, der Bräutigam, ging zu Böcker, und fand glücklicher Weise eine sehr elegante Kalesche vorräthig, we-

gen deren Kaufs er mit ihm bald handelseinig wurde.

Die Beantwortung der Frage, wohin die Hochzeitsreise gehen solle, stieß auf große Schwierigkeiten.

Nach Bielefeld, — das ging nicht an, wegen des Zerwürfnisses mit dem Bruder Christian; auch war da nicht viel zu sehen, Bleichen und Leinwand ausgenommen, und die interessirten nicht, weil Kisten und Kasten voll waren der schönsten holländischen Leinwand. In ein Bad wollen wir, hieß es! Aber in welches? Spaa, was damals sehr in der Mode war, ist zu weit und liegt zudem im verwunschenen Wälschland. Pyrmont, wie steht's mit dem? Pyrmont ist freilich näher und soll sehr schön sein. Doch nein, nicht nach Pyrmont, da ist zu viel Leben, zu viel Trubel, und wir, wollen wir denn nicht für uns sein, haben wir nicht eine Hochzeitsreise vor?

Wohin denn aber?

Wie wär's, wenn wir nach Hessen-Cassel reisten? Da ist's still; liebt doch der Kurfürst nicht viel Hofwesens und sieht nicht gern Gäste bei sich, weil ihre Bewirthung dem Geizhalse zu viel Geld kostet; wir aber können mit Behaglichkeit all' die Prachtbauten, Prachtgärten und Wasserkünste be-

trachten, die er und sein Vater von dem Sündengelde ausgeführt hat, was ihm England für seine an dasselbe verkauften Landeskinder gezahlt hat!

Bei Cassel und der Wilhelmshöhe blieb das Brautpaar als Ziel der Hochzeitsreise stehen.

Dazu brauchen wir aber mindestens drei Wochen: fünf bis sechs Tage hin und eben so viel her, macht zehn bis zwölf Tage für die eigentliche Reise, und es bleiben sieben oder neun Tage für den Aufenthalt in Cassel, was gar nicht zu viel ist, nicht einmal gerechnet, daß uns unterwegs etwas Unerwartetes begegnen kann, was die Reise verlängern würde. Du wirst also, lieber August, um einen Urlaub von drei Wochen nachsuchen müssen, meinte Friederike.

Das Urlaubsgesuch wurde bei Zeiten eingereicht. Es wurde abgeschlagen. „Der Allerhöchste Dienst,“ hieß es in der Präsidial-Verfügung, „gestatte es nicht, den Controleur der Salarien-Casse ohne Gefährde für die Casse auf die Dauer von drei Wochen zu beurlauben. In gnädigster Berücksichtigung aber des gehorsamst vorgetragenen Motivs zum Urlaubsgesuch wolle Sr. Königlichen Majestät Allerhöchst verordnetes Präsidium einen viertägigen Urlaub gnädigst bewilligen.“

Was war zu thun? Gegen diesen, Namens Sr. Majestät des Königs ausgesprochenen, Bescheid war nichts zu machen, als den bewilligten Urlaub annehmen und ihn nutzen. Der Bescheid war aber auch ein Beweis, daß in des Herrn von Rohr's Brust ein mitfühlendes Herz schlug, das auf die Flitterwochen eines jungen Ehepaars Rücksicht nahm, und gern bereit war, ihm den Genuß all' ihrer Freuden und Seligkeiten zu erleichtern.

Der Curialstil von damals hatte seine eigenthümlichen Formen. Die oberste Landes- oder Staatsbehörde und jede Provinzialbehörde sprach in ihren schriftlichen Erlassen so, als spräche der Landesherr selbst in Höchsteigener Person. Dagegen sprach des Königs Person nicht in seinem Namen, sondern im Namen seiner, ihm von Gottes Gnaden durch lineale Erbfolge zu Theil gewordenen Würde. So war der Anfang eines jeden vom Könige unmittelbar ausgehenden Befehls, den man Cabinets-Ordre nannte, wie man es heut zu Tage noch thut (in Wien heißt so ein Schriftstück Kaiserliches Handbillet), nicht: Ich befehle das und das, sondern: „Se. Königliche Majestät von Preußen haben Allergnädigst geruht, auf dieses oder jenes Allerhöchst zu bestimmen, oder folgenden Allergnä-

digsten Befehl, oder Resolution Allergnädigst ergehen zu lassen;" und nun kam nach diesem allerhöchsten und allergnädigsten Eingang der Befehl oder der Bescheid, der dann von des Königs Allerhöchsteigenem Namenszuge unterzeichnet war, was aussah, als wäre Friedrich Wilhelm, König von Preußen, Actuarius oder Schreiber seiner selbst in Allerhöchsteigener Person gewesen. Erließ das Ministerium in Berlin, welches unter dem Titel: Königliches geheimes General-Ober-Kriegs-, Finanz- und Domainen-Directorium, oder so ähnlichen Namens, die gesammte Staats-Verwaltungsmaschine leitete, eine Verfügung oder einen Bescheid an die Provinzial-Behörden der Kriegs- und Domainen-Kammern, so lautete der in großer Fracturschrift, mit vielen Schnörkeln und Zügen kalligraphisch geschmückte Eingang so: „Wir, Friedrich Wilhelm, von Gottes Gnaden König von Preußen, Markgraf zu Brandenburg, des H. R. Reichs Erzkämmerer und Kurfürst, &c. thun Euch Lieben, Besten, Getreuen, Euch Präsident und Euch Räthen Unserer K.- u. D.-K. zu X, Y, Z, kund und zu wissen: Alldieweil Ihr in Euerm allerunterthänigst erstatteten Bericht dieses und jenes vorgebracht, so finden Wir Uns Allergnädigst bewogen, Folgendes zu verordnen oder zu befeh-

len, u. s. w." Aehnlich war der Eingang der Erlasse der Provinzialbehörden an die Unterthanen des Königs und an seine Beamten, mochten diese im Raths-Collegium Sitz und Stimme haben, oder zu den Unterbediensteten gehören, wozu das ganze Schreiberheer der Secretaire, Calculatoren, sonst Rechenmeister genannt, Registratoren, Kanzlisten oder Abschreiber, die Leute bei der Verwaltung des Königlichen Geldsäckels ꝛc. zählte. Diese alle, die Räthe sowol, als die Subalternen, wurden in den Verfügungen der Behörden mit Er, oder, wenn man etwas höflicher sein wollte, mit Man angeredet.

Die Frage, wie der viertägige Urlaub zu benutzen sei, beschäftigte das Brautpaar mehrere Tage. Man überlegte hin und her, ohne zu einem Ergebniß, ohne zu einem Entschluß zu gelangen. Endlich wurde der Vater zu Rathe gezogen. „Habt Ihr denn, hob er an, als ihm alle Projecte mitgetheilt worden waren, gar nicht an Burgsteinfurt gedacht?" — „Nein, sagte Friederike, daran hat weder August, noch hab' ich daran gedacht. Richtig! das ist ein guter, der beste Gedanke; nach Burgsteinfurt wollen wir. Und der Fritz soll mit, August hat's ihm schon gesagt; „möcht' es hingehen, wohin es wolle." — Die Mutter war einge-

treten und hatte die letzten Worte gehört. „Wenn Fritz mit soll, dann nehmt auch das Krölleskeu mit, das sich so sehr nach einer Reise sehnt; Platz genug ist ja im Wagen auch noch für das Jüngelchen.“ — Karl wurde gerufen. Als er erfuhr, wovon die Rede, sprang er der Mutter um den Hals und der Schwester-Braut und dem Vater, diesen um Erlaubniß bittend, die — Reise mitmachen zu dürfen. Daß die Erlaubniß ertheilt wurde, versteht sich von selbst. Des jungen Wallfahrers Jubel war groß; kaum erinnert er sich, jemals eine so herzinnige Freude wieder erlebt zu haben, wenn er eine Reise antreten wollte.

Burgsteinfurt, auf der Nordseite von Münster belegen, war mit Overhagen's Schimmelgespann in sieben bis acht Stunden Zeit zu erreichen. Fuhr man mit Sonnenaufgang — es war im hohen Sommer — aus, so konnte man um Mittag in Burgsteinfurt sein. Der Nachmittag, die beiden folgenden Tage und der Vormittag des vierten Tages waren zum Aufenthalt in dem damaligen — Elysium des Münsterlandes bestimmt, der Nachmittag eben dieses Tages aber zur Rückreise nach Münster. So war die, von dem gestrengen Herrn Präsidenten so gnädig bewilligte Urlaubszeit vollständig ausgefüllt. August, der Bräutigam, war

mit Allem, was die Braut und die Eltern beschlossen hatten, einverstanden.

Der Weg von Münster nach Burgsteinfurt führte damals längs des Canals bis ungefähr gegenüber dem Städtchen, dann bog man links oder gegen Westen ab. Ungefähr auf halbem Wege wurde an der Steinernen Schleuse des Canals eine halbe Stunde lang Rast gemacht, um Menschen und Thiere zu — erquicken. Der Schleusenwärter hielt ein Wirthshaus, das nach damaligen Begriffen zu den am besten eingerichteten auf dem platten Lande gehörte. Es war da viel Verkehr. Der Canal diente nicht blos zum Transport von Frachtgütern, sondern wurde auch als Postweg für Reisende benutzt, die an der Steinernen Schleuse Station machten. Bei Maxhafen, dem Ende des Canals, gabelte sich die Poststraße nur auf dem Landwege; rechtsab ging's über Rheine, Lingen und Meppen nach Ostfriesland, links über Bentheim, Oldenzaal, Delden und Goor nach Deventer und Zwoll. Eben der guten Wirthschaft wegen war die Steinerne Schleuse das Ziel häufiger Lustreisen von Münster aus, die in Einem Tage hin und her gemacht wurden. Eine Veranlassung dazu war auch der gute Weg, damals der allerbeste im ganzen Münsterlande weit und breit; denn

er diente hauptsächlich als Treidelweg für die mit Pferdekraft gezogenen Canalfahrzeuge und wurde deshalb von der Canalverwaltung stets in gutem Stande gehalten. Der Canal ist durch eine Gegend geleitet worden, die zum größten Theil, und besonders bei der Steinernen Schleuse und von da abwärts über Clemenshafen bis zum Ende des Canals, damals zu der allerödesten des ganzen Landes gehörte. Sie bestand aus einem einzigen Ericafeld ohne Baum und ohne Strauch, und nur in der Ferne zur Linken und zur Rechten sah man angebautes Land, verrathen durch die hohen Wallhecken Westfalens, aus denen sich hin und wieder die prächtige Eiche in Gruppen erhob, welche einen einsamen Schulzen- oder Kötterhof beschatteten. Verließ man den Canal, so hatte man noch anderthalb bis zwei Stunden bis Burgsteinfurt zu fahren, und man kam bald aus dem Heidefeld in die Region der Wallhecken, also in's angebaute Land der Bauerschaften, wo aber der Weg, eng, eingeschlossen und gekrümmt, daß man nicht dreißig Schritt vor sich sehen konnte, wohin er führen werde, in einem Zustande der Verwilderung war, daß der festgebauteste Wagen Gefahr lief, seine Deichsel und alle seine Räder zu verlieren, während die Insassen hin- und her- und

aufeinander geschleudert wurden und von Glück sprechen mußten, wenn sie mit Beulen an der Stirn oder am Hinterkopfe davon kamen. Was die armen Pferde dabei zu leiden hatten, ist erdenklich; die Beschaffenheit der münsterschen Landstraßen war, wie mit Absicht, auf — Thierquälerei berechnet!

Das war eins von den Ergebnissen der geistlichen Regierung in Münster. Der Fürstbischof, durch die Wahl des Domkapitels auf Lebenszeit zum Landesherrn erkoren, kümmerte sich nicht um das Land und dessen Wohlfahrt; ihn kümmerten nur die großen Einkünfte, die ihm aus demselben zuflossen, die er dann zur Bestreitung seiner glänzenden Hofhaltung verwendete, man kann sagen, verschleuderte, welche in Bonn und auf dem Schlosse Brühl ihren Schauplatz hatte; denn die Fürstbischöfe von Münster waren im 18. Jahrhundert zugleich auch Erzbischöfe und Kurfürsten von Cöln. Der letzte dieser Kurfürsten, Franz, ein Erzherzog von Oesterreich und Bruder Kaisers Joseph II., war in der guten, alten Zeit nur ein einziges Mal in Münster gewesen, bei seiner Inthronisation, nachdem ihn die münsterschen Domherren, auf Commandowort von Wien, zum Fürstbischof gekürt hatten, bei welcher Gelegenheit auch die Huldigung der Landstände,

nämlich des Domkapitels, der Ritterschaft und der Städte, von ihm entgegen genommen und das Land in seiner Verfassung und seinen althergebrachten Gerechtsamen bestätigt worden war. Seitdem hatte er sich nie wieder in Münster blicken lassen, wo doch das fürstliche Residenzschloß und sein Garten zu einem längern Aufenthalte so einladend waren. Als er von den Franzosen aus seinem Erzstift und seinen rheinischen Residenzen vertrieben worden war, lebte er meist in Wien, wohin die münstersche Hofkammer die Revenüen zu senden hatte, welche jetzt, da ihm die Einkünfte aus dem linksrheinischen Theil seines Erzstifts nicht mehr zuflossen, verdoppelt werden mußten. Die Verwaltung des Hochstifts ruhte ganz in den Händen des Domkapitels, und das Land mußte sich glücklich schätzen, wenn an der Spitze desselben Männer von Einsicht und Treue standen. Das ist meist der Fall gewesen. Ueberhaupt waren die Capitularen der Münsterschen Cathedrale fast immer Eingeborene, den alten ritterschaftlichen Familien des Landes, oder auch des Hochstifts Paderborn, entsprossen, deren nachgeborene Söhne sie waren; echte Patrioten, denen das Wohl des Heimathlandes am Herzen lag. Und wenn sie für die Aufschließung desselben durch Anlage von

fahrbaren Wegen nichts gethan, so lag das weniger an ihrem guten Willen, als an der ganzen Verfassungslage des Landes und ihren Mängeln, denen sie ohne persönliche Mitwirkung des ewig abwesenden Fürstbischofs nicht abzuhelfen vermochten.

Gleichsam eine Oase innerhalb des Münsterlandes bildete die Grafschaft Steinfurt; seit Secularisation des Hochstifts im Jahre 1803 eingeschlossen von den Gebieten, die dem Fürsten von Salm-Kyrburg und dem Herzoge von Looz-Corswaren auf Befehl des ersten Consuls der französischen Republik und des Kaisers von Rußland durch den Reichs-Deputations-Hauptschluß im Hochstift Münster als Entschädigung für ihren Länder- und Einkommen-Verlust jenseit des Rheins überwiesen worden waren.

Steinfurt war eine Oasis in mehr als einem Bezuge: landschaftlich, weil das Ländchen seinen Umgebungen gegenüber als ein großer, vortrefflich angebauter Garten erschien; politisch, weil hier ein selbständiger Autokrat herrschte, der, am Reichstage zu Regensburg auf einer der Grafenbänke sitzend, in dem Souverainetätsschwindel aller seiner Genossen sich wo möglich eben so viel dünkte, als sein ihn umzingelnder Nachbar, der Fürstbischof von Münster, vertreten durch dessen Dom-

kapitel; kirchlich, weil die allermeisten Bewohner der Grafschaft mit der Landesherrschaft der reformirten Kirche angehörten.

Die Grafschaft Steinfurt war in früheren Jahrhunderten von weit größerm Umfange gewesen, als sie es gegenwärtig war. Ihr Gebiet hatte sich längs des Aaflüßchens weit aufwärts gegen Süden bis auf den halben Weg nach der Stadt Münster erstreckt. Allein dem Lande wurde, als es im Jahre 1495 zu einer Reichsgrafschaft erhoben worden war, vom Hochstift Münster die Unmittelbarkeit streitig gemacht. Es entspann sich darüber ein langwieriger Prozeß beim Reichskammergericht, der endlich 1716 dahin verglichen wurde, daß nur das Schloß, die Stadt und das Kirchspiel Steinfurt, soweit sich letzteres außerhalb der Mauern erstreckt, eine unmittelbare Reichsgrafschaft mit aller Landeshoheit und allen Vorzügen und Nutzbarkeiten, welche einem unmittelbaren Reichsstande zustehen, sein solle; hingegen die Kirchspiele Borghorst, Lahr und Holzhausen unter Landeshoheit des Hochstifts gehören, den Grafen von Steinfurt jedoch die unterherrliche Gerichtsbarkeit, nebst dem ersten Rechtsgange in fiskalischen Sachen, sammt allen davon abhängenden Nutzungen verbleiben solle. Der Graf zu Steinfurt erhielt als Abstands-

summe und für die Aufhebung des Prozesses ein für allemal 125,000 Thlr. vom Hochstift ausgezahlt.

Jetzt bildeten die Kirchspiele Borghorst, Lahr und Holzhausen einen Bestandtheil der Entschädigungslande des Fürsten Salm-Kyrburg; der Herzog von Looz-Corswaren hatte nur einen geringen Antheil daran. Ueberhaupt hatten die Herren in Regensburg, welche nach den Befehlen des Westens und Ostens die Entschädigungsangelegenheiten zu regeln hatten, eine so geringe Landeskenntniß vom Hochstift Münster gehabt, daß sie die neuen Gränzen auf einer alten Homann'schen Karte ganz willkürlich gezogen, und ganz unbekannt mit der Kirchspielseintheilung, auf der die Gemeindeverfassung des Münsterlandes beruhte und auch heute noch beruht, diese Kirchspielsgebiete durchschnitten, und Bauerschaften, die zusammen gehörten, dem einen der neuen Landesherren links, dem andern rechts zugetheilt hatten. Daraus ist in jener Zeit sehr viel Wirrwar und großer Nachtheil und Schaden für die davon betroffenen Landestheile entstanden.

Jetzt bestand die Grafschaft Steinfurt, wie oben gesagt, nur aus der Burg, dem Städtchen und der Bauerschaft dieses Namens, eine fast kreisförmige Fläche von kaum einer Meile im Gevierten bildend.

Die Stadt hieß nach dem gräflichen Schlosse, welches ehemals eine sehr feste Burg gewesen war, Burgsteinfurt, zur Unterscheidung von einem zweiten Städtchen Steinfurt, welches, südlich von Münster auf dem Wege nach Hamm liegend, Drensteinfurt heißt, damals aber im Munde des Volks den Namen Dreckſteinfurt führte, weil die Straße dahin und alle Wege rings um dasselbe bei dem schweren, auf dem Kalkstein der Kreideformation ruhenden Lehmboden bei nasser Witterung so kothig waren, daß Wagen und Pferde darin stecken blieben. Dieses Drensteinfurt und sein Schloß mit dem dazu gehörigen Landbesitz war ein Besitzthum des altmünsterschen Geschlechts der freien Herren von Landsberg.

Burgsteinfurt war in ganz Westfalenland bekannt und berühmt wegen seines Schloßgartens, den der reichsgräfliche Besitzer seltsamer Weise Bagno nannte. Aber statt eines engen, verschlossenen Gefangenenraums, den der Name bedeutet, und statt der Ideen der Unfreiheit, des Beschränkt- und Verschlossenseins, und des Trübsals und der Leiden, die sich daran knüpfen, walteten in dem offenen Raume des Burgsteinfurter Bagno Freiheit und Freude, Frohsinn und Lust, und Ergötzlichkeit, Vergnügen und Erholung auf jedem Schritt,

den man in diesem stundenlangen Lustgarten machte, der sich, unmittelbar an die wasserumgürtete, im Aeußern mittelalterliche Burg anschließend, bis an die südliche Gränze der Grafschaft erstreckte, wo er dicht vor dem großen, marktfleckenartigen Dorfe Borghorst und den Gebäuden des daselbst befindlichen Versorgungsstifts adeliger Jungfrauen sein Ende erreichte. Dieser Park war ein wilder Wald gewesen, vorzüglich mit Eichen bestanden, in die Buchen und Ahorn eingesprengt waren, und längs des Aaflüßchen, das ihn in einer Wiesen-Niederung ohne feste Ufer der Länge nach durchfloß, mit verschiedenen Salixarten und mit Erlengebüsch bewachsen. Schon der Vater des im Jahre 1805 regierenden Grafen hatte den Anfang gemacht, diese Nutzwaldung in einen Lustwald zu verwandeln, der nur dem Vergnügen gewidmet sein sollte, der Sohn aber seit Antritt seiner Regierung ungeheure Kräfte und Kosten aufgewendet, den Entwurf des Vaters zum vollsten — Ende zu bringen.

Weil ihm die Grafschaft Bentheim durch Erbgang zugefallen war, so war der Graf von da an Von Gottes Gnaden wirklicher Reichsgraf zu Bentheim und Steinfurt, ein Name, der ihm seit alten Zeiten von Rechtswegen zustand, und daher

auch vom Reich anerkannt wurde, obwol er nicht in den Besitz des ererbten Landes gelangen konnte, weil dieses im vorigen Jahrhundert von dem letzten der Bentheimer Linie an Braunschweig-Lüneburg verpfändet worden war.

Wenn in Münster von dem regierenden Reichsgrafen von Bentheim-Steinfurt die Rede war, so bezeichnete man ihn nur mit dem allgemeinen Spottnamen des Burgsteinfurter Hanswurstes oder Hansnarren! Man wußte von ihm, daß er in Bezüg auf seine werthe Person ein eitler Geck sei und die Rolle eines großen Herrn spiele, und darin das Beispiel der Kurfürsten, Herzoge, Mark- und Landgrafen und Fürsten und der ganzen Sippschaft der kleinen Herren, Vasallen und ursprüngliche Beamten des Kaisers, nachahme; man wußte auch, daß er in diesem Gebähren seine Mittel weit, sehr weit überschreite und sich und seine Nachkommen dadurch in Schulden stürze, wie einer seiner eigenen, und ein anderer der Bentheimer Vorfahren es gethan, indem jener sich des größten Theils seines Ländchens, dieser seiner ganzen Grafschaft als Pfandstück entäußern mußte. In der äußern Erscheinung verkannte er seine Zeit und seine Stellung ganz und gar. In der Kleidung namentlich seiner eigenen Person, wie der Glieder

seiner Familie und der zahlreichen Dienerschaft geberdete sich der Burgsteinfurter Graf, als stehe der Anfang des 19. Jahrhunderts noch im Zeitalter Ludwigs des Vierzehnten, von dem alle deutsche Fürsten ihr Vorbild entnommen, die meisten aber doch in der Epoche, von der die Rede ist, es verständiger Weise schon zur Rüste gelegt hatten. An verhältnißmäßig nur noch wenigen Exemplaren des fürstlichen Hochmuths und den starren Klippen des Dünkels brandeten die gewaltigen Wellenschläge des geistigen Fortschritts der Menschheit, ohne daß sie es zu bemerken schienen, daß eherne Mauern, die, dem natürlichen Zustande der menschlichen Gesellschaft zuwider, selbst seit Jahrhunderten aufgebaut, mit dem Völkerbewußtsein des Urzustandes doch in Unterhandlung treten und sich zuletzt ergeben müssen, um abgetragen zu werden. Für die Inhaber dieser Mauer noch ein Glück, wenn sie durch Capitulation fallen, und nicht durch Sturm erobert und niedergerissen werden, wie's 1830 wieder geschah mit Carl X.!

Das Bagno von Burgsteinfurt war eine großartige Anlage, das verkannte Niemand; allein es gab auch Leute, die den Kopf schüttelten über all' die architektonischen Kleinlichkeiten und Spielereien, die in dem Garten zusammengedrängt waren und

die den Geschmack aller Zeiten verletzten, wie viel mehr den geläuterten Geschmack, der in der Uebergangsepoche des 18. und 19. Jahrhunderts auch in Deutschland für die Landschaftsgärtnerei und ihre Ausschmückung zum Durchbruch gekommen, war. Es gab hier große Seeflächen, wozu das Bette durch Menschenhand ausgegraben war, und deren, vom Aaflüßchen getränkter, Wasserspiegel im Schatten der mächtigen Eichen und Buchen in den umgürtenden Waldstrecken einen wohlthuenden Eindruck machten. Künstliche Wasserfälle im Waldesdickicht erhöhten diesen Eindruck, und mächtige Springbrunnen, die durch ein Kunstrad von ungeheuerlichem Durchmesser in Bewegung gesetzt und getrieben wurden, ergötzten auf wunderbar schönen Rasenteppichen vor dem Schlosse und in seiner Nähe durch die Farben des Regenbogens, die sie in ihrem mehr als hundert Fuß hoch gehobenen Wasserstrahl im Sonnenschein erzeugten, das Auge, und kitzelten das Ohr durch ihr Plätschern und Gemurmel. Das Alles war sehr schön, aber entstellt wurde es durch eine Unzahl von Tempeln, Moscheen, Kiosken, Grotten u. d. m., nicht blos durch ihre architektonische Form, auch durch die geschmackwidrige Stellung, die der hochreichsgräfliche Künstler seinen vermeintlichen Kunst-

werken angewiesen hatte. In einer Bucht des großen Bagno-Sees lagen reichgeschmückte Prunkschiffe, auf denen er mit seiner Familie und den bei ihm weilenden hohen Gästen Spazierfahrten unternahm, stets in Begleitung einer zahlreichen Bande von Musikanten, die einen Bestandtheil seines Hofstaats ausmachte. Die tollste seiner Ideen, die er im Bagno zur Ausführung gebracht, war aber ein Riesen-Schachbrett im Freien, wo die Spieler zwei einander gegenüberstehende Bühnen bestiegen, und von da aus reich und phantastisch gallonirten Dienern, welche Kammerherren vorstellten, zuriefen, die Figuren, die über Menschengröße hatten, auf die Felder zu rücken. Im Bagno gab es außer Gesellschafts-, Speise- und Tanzsälen ein Theatergebäude, auf dessen Bühne eine der in Westfalen umherwandernden Schauspieler-Gesellschaften, vom Grafen dazu angeworben, von Zeit zu Zeit Vorstellungen gab; so wie einen großen Concertsaal, worin die Hofkapelle, zu der auch reich besoldete italiänische Sänger und Sängerinnen gehörten, die großen Tondichtungen der Italiäner und Deutschen mit seltener Meisterschaft zur Aufführung brachte. In diesen Concerten wirkte der musikalisch gebildete Graf, der die Flöte als Virtuos blies, dann und wann mit.

Lustig aber war es mit anzusehen, wenn bei einer solchen Gelegenheit dem Grafen das Instrument auf einem weißseidenen, goldbefranzten Kissen von einem Bedienten im Lakaien-Costüm Ludwigs XIV. mit einer Kniebeugung überreicht wurde.

Diese musikalischen Aufführungen, die sich im Sommer an jedem Sonntage wiederholten, waren wegen des Kunstgenusses, den sie gewährten, neben den landschaftlichen Schönheiten des Parks, der Hauptanziehungspunkt von Fremden aus der Nähe und Ferne, welche des Städtchens Burgsteinfurt Bevölkerung Sonntags fast zu verdoppeln pflegten. Denn die Hochgräfliche Erlaucht ließ sich mit hoher Gnade herab, den Fremden, wie auch seinen Unterthanen und der zahlreichen Schaar seiner Beamten- und Dienerschaft, den Zutritt zu diesen Concerten zu gestatten, hauptsächlich den ersteren einen augenscheinlichen und ohrenhörenden Beweis von der ihm beiwohnenden Würde und Macht zu geben. Diese wurde auch noch durch ein sogenanntes Kunsthaus vertreten, in dem eine Gemälde-Gallerie und ein Museum von Bildwerken, Alterthümern, Münzen, auch eine Büchersammlung aufgestellt war.

Alles das war an sich schön und gut, aber es nahm durch die Art und Weise, wie es zur Schau

gestellt wurde, den Charakter des Lächerlichen an, der sich durch die reichsgräfliche Leibwache erhöhte, welche, unter dem Befehl eines Hauptmanns und eines Lieutenants, funfzig Mann stark den Dienst im Schlosse versah: große, stattliche Leute in rother Montur mit gewaltigen Bären-Hauben auf dem gravitätisch getragenen Haupte, in weißen Beinkleidern, mit schwarzen Gamaschen bis über's Knie. Noch lächerlicher war es, wenn der Graf in sehr edler Absicht befähigte junge Leute von Talent studiren ließ und zu ihrer Ausbildung auf Reisen schickte, dann aber davon sprach, es geschehe zum Besten des Vaterlandes, unter welcher Bezeichnung er seine — Hufe Landes verstand. Ja, er ging mit dem Gedanken um, ein Gesetz zu erlassen, daß Niemand im Vaterlande ein Amt erhalten solle, der nicht seine Vorstudien auf dem vom Grafen Arnold 1591 gestifteten Gymnasium illustre Arnoldinum zu Burgsteinfurt gemacht habe, das allerdings unter seiner Fürsorge einen großen Ruf unter den lateinischen Schulen des protestantischen Westfalens erworben hatte. Es wirkten daran sechs Professoren und eben so viel Präceptoren.

So bot die Grafschaft Steinfurt und ihr Hauptstädtchen sehr viel der ernsten Betrachtung neben

sehr Vielem, was scherzhafter und scharfer Beurtheilung unterworfen werden konnte.

Friederikens und August's Trauung fand an einem Freitage statt, um den folgenden Samstag zur Reise nach Burgsteinfurt zu benutzen, damit das Hochreichsgräfliche Concert vom Sonntage ja nicht versäumt werde.

Groß war die Ueberraschung der Gesellschaft, als sie in dem Städtchen ihren Einzug hielt. Eine gerade, regelmäßige und ziemlich breite Straße nahm sie auf, mit Häusern besetzt, deren Bauart sehr nahe an die holländische streifte, hübsch aufgeputzt in den rothen Ziegelsteinen mit den weißen Streifen des Kalkmörtels, der die einzelnen Lagen im wagerechten wie senkrechten Sinn verkittet, die Straße selbst mit sehr gutem Pflaster und mit Bäumen bepflanzt und von einer Reinhaltung, wie sie nur in Holland gehegt und gepflegt wird. Auch das Innere des Gasthauses, das die Hochzeitsreisenden und ihren Brüderanhang aufnahm, so wie die Einrichtung desselben und die hier eingeführte Bewirthung erinnerten Friederike und ihren Eheherrn an die Gasthäuser in den kleineren Städten Hollands, was nicht wenig beitrug, den Genuß, den sie sich von dieser Hochzeitsreise versprachen, zu erhöhen. Und noch

mehr geschah dies durch die Sprache, die in diesem Hause ein Mittelding war zwischen Hochdeutsch und dem gebildeten Niederdeutsch der holländischen Sprache und sich von den harten, rauhen Klängen entfernte, die ein Unterscheidungsmerkmal sind der im Münsterlande gesprochenen plattdeutschen Mundart.

Der Nachmittag nach der Ankunft in Burgsteinfurt wurde zum Ausruhen bestimmt von den Strapatzen, welche die Reisenden auf dem Wege vom Canale her hatten erdulden müssen. Dieses Hin- und Herwerfen des Wagens in dem Engwege, der mit einer Fahrbahn weniger Aehnlichkeit, als mit einem trocken gelegten Flußbette voll Erhöhungen und Vertiefungen hatte, war für die Reisenden eine Höllenmarter gewesen, daher sie es vorgezogen hatten, die Strecke größtentheils zu Fuß zurückzulegen.

Die in der Familie geltende Sitte, jeden Sonntag wenigstens ein Mal am Gottesdienste Theil zu nehmen, wurde auch hier in Burgsteinfurt durch Besuch der Vormittags-Predigt in der reformirten Kirche nach löblicher Weise befolgt. Diese Stadtkirche war von 1693 an auch von den Katholiken benutzt worden; durch den obenerwähnten Vergleich mit Münster von 1716 hatten sie

aber die Erlaubniß bekommen, eine eigene Kirche zu erbauen. Nach Beendigung des Gottesdienstes besah man sich das Städtchen, das in allen übrigen Straßen und Gassen, durch die der Weg führte, dasselbe hübsche, freundliche Ansehen hatte, wie in der Hauptstraße. Dicht an der Stadt, unweit der großen Kirche, war eine Johanniter-Commende oder ein Hospitalhaus. Auch die Außenseite des schön gelegenen, von den sanft gekräuselten Wellen einer Bucht des Bagnosees umspülten gräflichen Residenzschlosses war der Gegenstand einer nähern Betrachtung, die auch die am nächsten gelegenen Theile des Bagnos umfaßte. Der spätere Nachmittag wurde dem Besuch der vom Grafen veranstalteten musikalischen Aufführung gewidmet, in welcher dieses Mal auch der erlauchte Concertgeber ein Flötenconcert unter Orchesterbegleitung vortrug, welches, wie man Abends hörte, allgemeinen Anklang und Beifall gefunden hatte, den im Saale selbst laut auszudrücken die Ehrerbietung vor dem erhabenen Flötenbläser, mindestens das Gefühl der Schicklichkeit streng untersagte. Es waren an diesem Tage viele Fremde aus den benachbarten kleinen Städten und Edelsitzen des Münsterlandes und der Grafschaft Bentheim in Burgsteinfurt,

auch aus Münster mehrere Familien, und selbst das entferntere Osnabrück hatte mit einigen jungen Paaren, die auch die Hochzeitsreise machten, seinen Antheil zu diesem Fremdenzufluß gestellt, der mit der Hof- und Regierungsdienerschaft des Grafen und mit den Honoratioren der Residenz den geräumigen Saal überfüllte. Abends hatte der Graf eine allgemeine Beleuchtung des Gartens, verbunden mit einem artigen Feuerwerk, veranstaltet, in dessen Licht- und Feuerstrahlen die Wasserkünste auf dem dunkeln Hintergrunde des Walddickichts ein wahrhaft feenhaftes Schauspiel darboten. Am Tage, der diesem genußreichen Abend folgte, wurde im Bagno seiner ganzen Ausdehnung nach die Kreuz und die Quer gelustwandelt und alle Merkwürdigkeiten und Unmerkwürdigkeiten desselben besichtigt und gemustert, und zuletzt der hohe Thurm bestiegen, der mit dem, zum Treiben der Wasserkünste bestimmten Kunstrade verbunden war. Ein weites Panorama breitete sich da oben vor dem Umschauenden aus von einem Gesichtskreise begränzt, der fast nach allen Himmelsgegenden von Höhen und Bergen verschlossen war: mittagwärts die Hügelkette von Altenberge und die von Horstmar und Schöppingen, die sich bis zur Abendseite hinzog; gegen

Mitternacht die Bentheimer Berginsel mit ihrem Schloß auf dem Scheitel; rechts davon folgte eine Lücke, in der die Ems ihren Lauf nahm, und deren Horizont am Himmelsgewölbe zu verschwimmen schien; gegen den Aufgang aber ruhte der Blick auf der schönen Bergkette, die den westlichsten Theil des Osnings ausmacht, und von ihrem Auffsteigen aus den platten Ericafeldern bei Bevergern und Gravenhorst bis zum hohen Dörenberg bei Iburg verfolgt werden konnte. Diese Rundsicht war ein Hochgenuß für den jugendlichen Wallfahrer: sah er doch hier das Ziel der sehnsüchtigsten Wünsche, die in seinem Herzen so oft aufgestiegen waren, wenn er auf den Basteitrümmern des Hörter- oder Mauritzthors jene Bergkette des Osnings betrachtet hatte, in größerer Nähe vor sich liegen, als von Münster aus. Eben seiner umfassenden Aussicht wegen hatte dieser Thurm des Bagno von Burgsteinfurt dem preußischen General Lecoq bei dessen trigonometrischen Vermessung von Westfalen, diesen Namen nach seinem geographischen Umfange im Sinne der ältern Zeit genommen, als Dreieckspunkt gedient, was dem Wallfahrer aber erst in späteren Jahren durch Zach's monatlichen Brief-

wechsel zur Beförderung der Erd- und Himmelskunde bekannt geworden ist.

Die Hochzeitsreise nach Burgsteinfurt hatte einen jeden der Theilnehmer in hohem Grade befriedigt, und noch lange nachher diente sie im Familienkreise des elterlichen Hauses zum Gegenstand angenehmster Erinnerung und lebhafter Unterhaltung.

Sechs Jahre waren verflossen, als der Wallfahrer im Septembermonate des Kometenjahres 1811 Burgsteinfurt zum ersten Male wiedersah.

Welcher Umsturz der Dinge und welche Umwandlung der politischen Zustände war in dieser Zeitspanne vorgegangen?

Mit dem Untergang des Deutschen Reichs im Juli 1806 war die freie Reichsgrafschaft Steinfurt aus der Reihe selbständiger Gemeinwesen gestrichen und mit Errichtung des Rheinbundes der stolze Reichsgraf von Bentheim-Steinfurt zum Unterthanen seiner Nachbarn, der Fürsten von Salm, erniedrigt worden, deren und ihrer Behörden Befehlen er zu gehorchen hatte, wie der geringste seiner bisherigen Unterthanen, die mit ihm anjetzt dieselben Pflichten zu erfüllen und die nämlichen Rechte zu genießen hatten. Zwar war ihm die Zusage ertheilt worden, die Grafschaft Steinfurt

als selbständigen Staat in den Rheinbund aufzunehmen; allein mochte dem Dictator dieses Bundes die Grafschaft als ein zu winziges Duodezländchen erschienen sein, oder mochte der rheinbundsüchtige Graf beim Dictator und bei seinen Helfershelfern von der Feder, deren Haupt bei dieser, noch tief im Dunkel liegenden Rheinbundsstiftung Talleyrand war, den Daumen und den Zeigefinger der rechten Hand nicht lebhaft genug in Bewegung gesetzt haben; nach eifrig betriebenen Unter- und Verhandlungen in Paris blieb es dabei, der Reichsgraf von Bentheim-Steinfurt stürzte von dem Gipfel seiner souverainen Höhe hinab in den Cloaque — gemeinster Unterthanenschaft von Fürsten, auf die er bis dahin, weil er sie für unberechtigte Eindringlinge ansah, meist nur verächtlich herabgeblickt hatte. Und als im Monat December des Jahres 1810 auch die Salmschen Fürsten von Salm und Kyrburg vom Bewältiger und Gewalthaber der Welt nicht mehr für würdig erachtet wurden, auf der Schaubühne der Rheinbündler die Rolle regierender Herren zu spielen, da wurde der ehemalige Reichsgraf von Bentheim-Steinfurt ein Unterthan des — großen Kaisers, der ihn in höchsteigener Person und durch seine Schreiber verlachte und verhöhnte, nachdem

er in Paris erschienen war, in gewohnter Vornehmthuerei seine Rechte geltend zu machen. Der gute Graf wußte es nicht, daß das politische Recht in seiner Selbstsucht himmelweit verschieden ist von dem Recht, was der gemeine Menschenverstand wirkliches Recht nennt, von dem in der Politik nie die Rede gewesen ist. Leute, die aus Paris kamen und den Grafen dort oft im Garten der Tuilerien und in dem des Palais-Royal gesehen hatten, berichteten, daß er durch die Abenteuerlichkeit seiner Kleidung und die Seltsamkeit seines ganzen Auftretens und Benehmens die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich gelenkt habe, daß er dem Pariser Pöbel zum Spott diene, und er bei den immer lustigen und heiteren Gamins sich den Beinamen arlequin allemand erworben habe.

Seine Familie führte unter diesen gedrückten Verhältnissen auf dem Schlosse zu Burgsteinfurt ein einsames, beschauliches, ja verkümmerndes Stillleben. Von dem Hofhalt von 1805 und seinem damaligen Glanze war nichts mehr zu sehen: Beamten- und Hofdienerschaft, Hofkapelle und Hofmarstall und die martialischen Fünfziggarden, alle waren sie zerstoben und verflogen in alle Winde, und die gräfliche Familie hatte sich auf ein Minimum des dienenden Personals beschränkt. Sie

sah keine der vornehmen Gäste mehr bei sich, die sonst durch Prachtfeste erfreut und belustigt worden waren, und die, wenn sie sich bei dem reichsgräflichen Wirthe verabschiedet hatten, ihn wegen seiner absonderlichen und abnormen Ergötzlichkeiten auch wol zu verspotten und zu verlachen pflegten. Nur die nächsten Verwandten der Familie und die vertrautesten ihrer Freunde und Bekannten ließen sich dann und wann auf dem Schlosse sehen, von dessen Räumen Frohsinn und Wohlleben für immer Abschied genommen zu haben schienen. Der Schloßgarten des Bagno lag verödet und verwilderte von Tag zu Tag, die Bauwerke darin verfielen, nichts geschah für ihre Erhaltung, und der hohe Thurm war seinem Einsturz nahe. Nicht mehr durchschnitt die Flottille der Prunkschiffe den schönen Wasserspiegel des Bagnosees, dessen Ufer Schilf und Röhricht überwucherten. Burgsteinfurt bot 1811 in der That ein sehr trauriges Bild von der Vergänglichkeit menschlicher Herrlichkeit; die dort weilende Familie des Grafen Bentheim-Steinfurt durfte aber den Satz, daß das Schicksal, sei es gut oder böse, sei es flatterhaft oder beständig, nichts auf die Seele des weisen Menschen vermöge, mit dem vollsten Recht für sich in Anspruch nehmen. In der fol-

genden Periode seiner Erinnerungen kommt der Wallfahrer noch ein Mal darauf zurück.

Das Städtchen Burgsteinfurt war nunmehro der Hauptort eines Arrondissements im Departement der Lippe des Französischen Kaiserreichs. Es war der Sitz eines Unterpräfecten und eines Arrondissements-Raths, so wie eines Tribunals erster Instanz und eines Maire und eines Friedensrichters für Ortsverwaltung und Rechtspflege. Allein diese Behörden und das dazu gehörige Beamtenpersonal konnte dem Gewerbstande der kleinen Stadt das nicht ersetzen, was ihm die Hofhaltung des Grafen gewährt hatte. Zwar herrschte noch immer die alte holländische Reinlichkeit, allein an die Stelle der Behaglichkeit, die sonst aus allen Gesichtern hervorgeleuchtet hatte, war Trübsinn getreten, der in Sorglosigkeit, ja in Stumpfsinn auszuarten drohte.

Das war Burgsteinfurt im Jahre 1811! Dasselbe Bild zeigte die Stadt im darauf folgenden Jahre, als der Wallfahrer sie in amtlichen Verrichtungen von Lahr aus besuchte. Zuletzt war er in Burgsteinfurt etwa 8 Tage nach dem 18. October 1813! Seit der Zeit hat er es nicht wieder gesehen!

In den Knaben-Erinnerungen des Wallfahrers aus den Jahren 1804 bis 1806 nehmen die militairischen Aufzüge, davon er Zuschauer gewesen ist, nicht die letzte Stelle ein.

Täglich gab es kleine Wachtparaden, die auf dem Domplatze abgehalten wurden. Von da zogen die Wachtmannschaften nach den einzelnen Wachen, die stärkste Abtheilung mit klingendem Spiel voran nach der Hauptwache im Rathhause, schwächere Abtheilungen nach den Thorwachen, deren aber nur für sechs Thore der Stadt gegeben wurden.

Großartig waren die Paraden, die jeden Sonntag auf dem Prinzipalmarkte stattfanden. Sie wurden regelmäßig von dem Oberbefehlshaber des Heeres, welches in dem Zeitraume vom Baseler bis zum Lüneviller Friedensschluß die Demarcations-Linie besetzt gehalten hatte, dem General-Lieutenant von Blücher abgehalten, der jetzt alle in den westfälischen Provinzen stehenden Truppen befehligte. In seiner Suite befanden sich der General-Major von Hacke, ein alter, dickleibiger Herr mit dünnen Spindelbeinen, später der General-Major von Schladen, ein gewaltiger Bramarbas; der General-Major von Ernest, ein großer, etwas beleibter Mann, mit stets lächelndem Gesicht, und

die General-Majore von Wobeser, von Hollmann und von Ivernois, große, stattliche und schlanke Männer, Letzterer etwas gebückten Hauptes gehend. An diese Generale schlossen sich eine Menge anderer Offiziere vom Generalstabe, die blaue Röcke mit karmoisin-rothen Kragen und Aufschlägen trugen, und von der Adjutantur, die grüne Kragen und ponceau-rothe Aufschläge am blauen Rock hatten. Auditeure, Feldscheere, Feldwebel und Unteroffiziere, als Schreiber in den Kanzleien der Generale beschäftigt, machten den Schluß dieser Suite des Oberbefehlshabers, der voran ging ganz langsamen Schritts, den Kopf und den Oberleib sehr bedeutend nach der linken Seite gebeugt. Blücher trug immer einen Schleppsäbel, den er auf dem Pflaster klappern ließ, als wär' er ein junger Lieutenant oder gar Standartenjunker; aber es war offenbar eine Schwäche des linken Arms, die es ihm beschwerlich machte, den Säbel in die Hand zu nehmen. Mit dem Säbel, der für einen General eigentlich nicht dienstmäßig war, wollte Blücher offenbar anzeigen, daß er unter den Husaren groß geworden und viele Strapatzen durchgemacht habe, die überdem ihn scheinbar frühzeitig gealtert hatten. Schritt er so an den aufgestellten Truppen hin, so machte er schon im Jahre

1804 den Eindruck großer körperlicher Hinfälligkeit.

Die Generals-Uniform bestand in einem blauen Rock mit rothem Kragen und eben solchen Aufschlägen, verziert mit Goldstickerei und Goldlitzen, paille-gelben Westen- und Unterkleidern und hohen Stiefeln. Die Stickereiverzierung war bei dem General-Lieutenant reicher, als bei dem General-Major, beide Rangklassen trugen silbergewirkte Fangschnüre, von der linken Schulter herabfallend und zum Theil an einem Brustknopfe befestigt, und auf dem Kopfe einen großen dreieckigen Hut, mit goldener, ausgespitzter Borte und einem dünnen, weißen Federschmuck von vorn bis hinten besetzt. Die Form des Hutes, wie er von der Generalität getragen wurde, war auch bei den Offizieren der Fußregimenter vorschriftsmäßig, nur fehlte ihren Hüten die Borten- und Federzier. Mit Ende des Jahres 1805 bekamen die Offiziershüte eine noch unzweckmäßigere und noch geschmackwidrigere Form, als sie bis dahin gehabt hatten. Die Krempen wurden ungeheuer groß und über dem Kopftheil so zusammengeklappt, daß der Hut nicht mehr ein dreieckiger war, sondern einem Halbkreise glich, dessen Radius wol an die anderthalb Schuhe maß. Ging die Luft etwas lebhaft, so hatte

der unglückliche Träger eines solchen Stürmers, der dem Winde so viel Fläche bot, die größte Mühe, ihn auf dem Kopfe zu behalten, und es bedurfte wirklich einer großen Geschicklichkeit im Balanciren, daß Mann und Hut nicht das Gleichgewicht verloren.

Zur Sonntags=Parade waren immer zwei Bataillons aufgestellt, die nach den verschiedenen Truppentheilen wechselten. Sie standen Mann an Mann von der Lamberti=Kirchplatz=Mauer an der Ecke der Salzstraße bis zur Gabelung der Lüdgeristraße und der Rothenburg.

Beim Herabgehen an der Front blieb Blücher zuweilen wol bei dem einen oder dem andern Manne stehen, an dessen Haltung er etwas bemerkt haben mochte, was ihm besonders gut oder entgegengesetzt gar nicht gefiel. Dann sah er den Mann mit seinen großen blitzenden Augen scharf an, sagte ihm aber kein Wort, dagegen sprach er mit dem Befehlshaber des betreffenden Bataillons, der einen Schritt zurück zur Linken neben ihm ging, und dieser sprach wieder mit dem hinter ihm gehenden Adjutanten, der darauf in seiner Schreibtafel den Namen des Mannes und das Gehörte und Befohlene vermerkte. War er mit der Musterung fertig, so stellte sich Blücher mit der übri=

gen Generalität und der ganzen Suite am Rathhause bei der Hauptwache auf, die Truppen bei sich vorüber marschiren zu lassen. Dies geschah in halben Zügen. Das Hautboisten-Corps des die Wache gebenden Regiments stellte sich der Hauptwache gegenüber auf und spielte einen lustigen Marsch. Dann sah man den alten Blücher mit dem rechten Fuß durch eine leichte Bewegung den Takt zur Musik schlagen, während er sich mit der linken Hand auf das Gefäß des angezogenen Säbels stützte. Bemerkte er beim Vorbeimarsch, daß ein Zug nicht die gerade Linie hielt, so machte er den, abermals neben ihm stehenden Bataillons-Chef oder Commandeur mit lächelnder Miene darauf aufmerksam, der dann ein finsteres Gesicht zog, was, mit dem Namen des zugführenden Offiziers, vom Adjutanten wiederum in der Schreibtafel aufgezeichnet wurde.

Diese Paraden fanden zwischen 11 und 12 Uhr nach Beendigung des Gottesdienstes in der lutherischen Kirche statt, an dem Blücher, wenn er nicht unpaß war, so wie die übrigen Generale mit ihren Adjutanten regelmäßig Theil nahmen. Ob dies aus innerm religiösen Drange geschah, möge unentschieden dahin gestellt bleiben; wiewol der Wallfahrer von anderer Seite diese fleißige Kir-

chengängerei des alten Blücher und der anderen Generale und Offiziere rein objectiv einem Gedanken politischer Klugheit beizumessen geneigt sein muß, kraft dessen Ausführung dem stockkatholischen Volke von Münster gezeigt werden solle, daß in dem Herzen auch des preußischen Offiziers und Soldaten das Gefühl für Religion und der Sinn für Kirchlichkeit nicht untergegangen sei, sondern seine Herrschaft übe. Dieses Scheinwesen machte aber nicht den gewünschten Eindruck, und konnte ihn nicht machen, sah doch der größte Theil der Einwohnerschaft der Stadt jeden Preußen nicht für einen Bekenner des Christenthums, sondern für einen Ketzer und Heiden an, der nach dem Tode für alle Ewigkeit der Hölle verfallen sei. Die militairischen Sonntagsparaden auf dem Prinzipalmarkte wurden mit düsteren Blicken angesehen; man hielt sie für Entheiligung der Sonntagsfeier, weil durch ihren Lärm der Gottesdienst, der dann noch in der nahen Lambertikirche abgehalten wurde, gestört werde. Und daran hatten die Münsteraner nicht so ganz Unrecht. Während drinnen der Priester, vertreten durch den Pastor an St. Lamberti, Namens Berghaus, am Hauptaltar das Hochamt celebrirte und die frommgläubige Gemeinde betend und singend auf den Knieen lag,

ertönte draußen Waffengeklirr und die laute Stimme des Commandoworts, so wie der Lärm eines lustigen Marsches, der in dem musikalisch gebildeten Ohr des Münsteraners als Katzenmusik klingen mußte, war es doch verwöhnt durch die erhabenen Melodien und Harmonien, die von der ehemaligen fürstbischöflichen Hofkapelle, welche jetzt dem Domkapitel angehörte, unter Antoni's, des Kapellmeisters, Leitung allsonntäglich beim Hauptgottesdienst im Dome zur Aufführung gebracht wurden. Instrumental- wie Vokal-Musik war in dieser Domkapelle nur von Virtuosen vertreten; ihr gehörten die beiden Romberg an, der Bernhard und der Andreas. Gegen die Musik dieser Kapelle konnte der Spectakel der Regiments-Spielbanden der Preußen nicht aufkommen, um deren Bildung und Zusammensetzung es in damaliger Zeit trübselig genug aussah.

Zuschauer wurden von den militairischen Sonntags-Paraden wenig herbeigelockt; von den Eingeborenen nur einige junge Leute, die, weil sie im Auslande gereist waren, anfingen, sich von dem vaterstädtischen Pfahlbürgerthum frei zu machen, und dazu gesellte sich das kleine Häufchen der zugezogenen preußischen Beamten mit ihren Familien, die, da sie aus der Kirche kamen und vor dem Mittagsessen nichts weiter zu thun wußten,

die Parade besuchten, um da den Husarengeneral zu sehen, der bei Kaiserslautern so tapfer eingehauen hatte, und die Haltung der mannhaften Soldateska zu bewundern, die wie Glieder einer großen Maschine kerzengerade aufgestellt war.

Wer kann einem Kriegsheere Widerstand leisten, das aus solchen Truppen besteht? hörte man bei diesen Paraden wol aus dem Munde eines der Preußen, die aus den alten Provinzen stammten und das preußische Kriegsheer für unüberwindlich hielten. Es war im Frühling 1806, als von den in den westfälischen Provinzen stehenden Regimentern welche nach Hannover marschirten. Und groß war der Jubel, als früher der Kurfürst von Hessen, Feldmarschall in preußischen Diensten, nach Wesel reisend, wo sein Regiment in Garnison stand, ein Paar Tage in Münster verweilte, wo ihn Stein auf dem Schlosse bewirthete, und er eine große Parade abhielt, bei der alle in Münster in Besatzung liegenden Regimenter, Fußvolk, Reiterei und Schwergeschütz, in größtem militairischen Schmuck und Prunk aufgestellt waren. Dieses Schauspiel zog, weil es an einem Werkeltage stattfand, eine große Menge Zuschauer aus allen Ständen der eingeborenen Münsteraner herbei, die es nicht unterlassen konnten, über die gebrechliche Erscheinung

des alten Kurfürsten im Feldmarschallshut ihre spöttischen Glossen zu machen; was aber Manchem unter ihnen schlecht bekam, weil er vorwitzig, wie er war, sich über die gezogene Kette zu weit vorgedrängt hatte, um den Kurfürsten besser sehen zu können. Von den Unteroffizieren, welche die Ordnung im Zuschauer-Publikum reglementsmäßig aufrecht zu erhalten angewiesen waren, sprangen die nächststehenden herbei, den Frevel zu ahnden und den Frevler mit dem großen spanischen Rohr in der Hand kraft ihres Amtes in echt preußischer Soldaten-Brutalität auf der That abzustrafen.

Noch fester und unverwüstlicher, als in vielen der preußischen Beamtenseelen aus den alten Provinzen, steckte der Gedanke der Unüberwindlichkeit des Kriegsheeres in den Offizieren der in Münster garnisonirenden Regimenter, die noch an den Kriegsruhm der Vorfahren aus dem Zeitalter Friedrich's II. nagten und wenig wissen wollten von dem, was in der sogenannten Rheincampagne vorgefallen war. In ihrer Einfalt oder Dummheit hatten sie keine Ahnung davon, daß die Morgenröthe einer neuen Zeit schon lange am Himmel der gesellschaftlichen Welt und ganz besonders für's Kriegswesen aufgegangen war. Unter diesen Maulhelden zeichneten sich ganz be-

sonders die Füsiliere von Ernest aus, noch mehr aber die Offiziere vom Fußregiment von Schladen, das zuletzt in Münster lag, und unter diesen wiederum vorzüglich das junge Volk, das so eben erst aus dem Cadettenhause entlassen war. Den langen Degen an der Seite in wagerechter Lage, sahen die bartlosen Kerlchen mit dem gewaltigen Sturmhute auf dem tapfern Heldenhaupte aus, als eine mit einer Stecknadel aufgespießte Brummfliege, die Niemand wehe thut. Diese Knaben-Offiziers stolzirten in langer Front auf dem Prinzipalmarkt umher und unter den Bogen mit einer Anmaßung und Brutalität, die selbst die Verständigen unter den preußischen Beamten empörte. Wer ihnen in den Weg kam und nicht bei Zeiten auswich oder nicht mehr ausweichen konnte, wurde mit dem Rohrstock oder mit dem Degenknopf bei Seite gestoßen, und Frauen und Jungfrauen, die das Unglück hatten, in das Bereich dieser entarteten Jugend zu gerathen, wurden durch die schamlosesten Reden und selbst durch thätliche Handgriffe insultirt. Diese, das Offiziercorps des preußischen Heeres entwürdigende, Bande führte in Wein- und Speisehäusern und bei den Conditoren das große Wort. Wir werden, hieß es da, den Franzosen und ihrem Bonaparte schon zei-

gen, um was es sich handelt, wenn sie uns zu nahe kommen. Sie sollen uns kennen lernen; an uns haben sie nicht Russen von Austerlitz vor sich, noch viel weniger einen Mack und seine Kaiserlichen von Ulm!

Daß solch' brutales und hochmüthiges Gebahren eines Standes, der sich des tiefsten Ernstes befleißigen soll, eben nicht geeignet war, in der eingeborenen Bewohnerschaft der Stadt Münster Sympathie für den ketzerischen König von Preußen und seine Regierung zu wecken, ist erklärlich. Mit mitleidigem Lächeln blickte man auf die albernen Maulhelden des Regiments von Schladen, die so eben noch auf der Schulbank gesessen hatten, aber auch mit einem innern, wenig verhehlten Groll über die Unbilden, denen das andere Geschlecht ausgesetzt war, und mit einer Art wüthigen Grimms über die Schmähungen, welche mit angehört werden mußten, die wegen der Unfälle im Feldzuge von 1805 auf des Kaisers Heer gehäuft wurden. Erkannte man doch im Kaiser den rechten Schutzherrn, hoffte doch der münstersche Pfahlbürger noch immer, der Kaiser werde es sein, der das Hochstift Münster in seinem vollen Bestand wiederherstellen werde, indem er seinen Bruder, den vielgeliebten Anton Victor, trotz dessen

Abdankung, die man für abgetrotzt und darum für rechtsungültig hielt, auf dem Bischofsstuhl von Münster binnen kürzester Frist durch Vertreibung der gehaßten Preußen wiedereinsetzen werde.

Daß jenem unklugen und freventlichen Benehmen der jungen Offizierslaffen höhern Orts kein Einhalt gethan wurde, erregte unter den Besonneren und Ruhigdenkenden der altpreußischen Beamten höhern und niedern Ranges Verwunderung, Staunen, lebhaftes Kopfschütteln. Man fand es unerklärlich, daß der alte Blücher that, als wisse er von nichts, obwol es bekannt war, daß er sich täglich Rapport abstatten ließ über die Stimmung in der Bürgerschaft und in der Garnison. Ein ernstes Wort aus seinem Munde an die Knaben vom Regimente Schladen gerichtet, hätte die Burschen militairische Sitte gelehrt. Aber es unterblieb, und daß es unterblieb, schrieb der unbefangene Beobachter der allgemeinen Verblendung zu, von der sich selbst ein Blücher nicht frei zu halten gewußt hatte.

Sehr zahlreich war die Besatzung, welche, weil es außer einer Bataillons- und einer Reitercaserne keine Casernen für's Fußvolk gab, bei den Bürgern im Quartier lag, was eine große Mißstimmung, und nicht mit Unrecht, erregte, da die Einquartierung

eine mit Geldopfern verbundene Last war, deren Druck sehr lebhaft gefühlt wurde, ohne von der Störung der nächtlichen Ruhe zu sprechen, dadurch hervorgebracht, daß Unteroffiziere die ganze Nacht auf Straßen und in Gassen umherliefen, und die Namen der in jedem Hause einquartierten Soldaten mit lauter, oft brüllender Stimme ausriefen, um die Ueberzeugung zu erlangen, daß noch Alle daseien. Münster war bei Tag und bei Nacht einem Feldlager gleich. Die nächtliche Störung war in der That unerträglich. Beschwerden darüber, die vom Bürgermeister und Rath bei der zuständigen Militairbehörde geführt wurden, fanden eine höhnische Aufnahme. Man erachtete es für eine Anmaßung, über eine Sache Klage zu führen, die seit zwei Jahrhunderten in der preußischen Armee geltend und ihr zur andern Natur geworden sei, die dienstmäßig und darum in der Ordnung sei, gegen die am allerwenigsten Bürgermeister und Rath der Stadt Münster Widerspruch, und wäre er auch in Form der submissesten Bitte ausgesprochen, erheben dürfe.

Die Namen der Mannschaften, welche in jedem Hause einquartiert lagen, waren auf den Hausthüren mit Kreide geschrieben, mit dem Regimentsnamen und der Nr. der Compagnie, der sie an-

gehörten. Hatte ein Soldat auf den Ruf des Unteroffiziers, der einen jeden an seiner Stimme zu erkennen im Stande war, nicht Antwort gegeben, um seine Anwesenheit kund zu thun, so meldete der Unteroffizier den Vorfall seinem nächsten Nebenmann, und dieser ihn dem folgenden. Und so lief die Nachricht von der Nichtanwesenheit des Soldaten durch die ganze Postenkette der Unteroffiziere bis zur Hauptwache, von wo der wachthabende Offizier dem Platz-Commandanten Meldung that, der dann Befehle an den, bei der Neuthorwache stationirten Unteroffizier von der Artillerie erließ, die auf der ehemaligen Bastei dieses Thors, wo jetzt eine Windmühle stand, aufgepflanzte Lärmkanone mit so und so viel Schüssen zu lösen, der Stadt und dem Lande umher zu verkünden, ein Soldat sei davongelaufen! Zuweilen ereignete es sich, daß es ein blinder Lärm gewesen; denn am folgenden Morgen stellte sich der Gerufene beim Appell richtig ein, wurde nun aber, weil er als junger Bursch das Unglück hatte, einen gesunden Schlaf zu haben, dieses Soldatenverbrechens halber wacker durchgefuchtelt, bald mit dem Unteroffiziersstock, bald von einem Knaben von Lieutenant in höchsteigener Person mit der Klinge, die er zur Vertheidigung seines Kö-

nigs und Vaterlandes führen und nicht mißbrauchen sollte zur — Schinderei seines Nebenmenschen. Und das geschah Alles auf öffentlichem Platz vor den Augen der vorübergehenden Bürger, davon der eine oder der andere in dem Gemißhandelten seinen Sohn oder seinen Neffen erkennen mußte.

War nun aber der Angerufene, der nicht Antwort gegeben, wirklich ein Ausreißer, war es ihm gelungen, über eins der steinernen Wehre im Stadtgraben, oder auch diesen überschwimmend, oder im Winter über's Eis in's Freie zu kommen, trotzdem, daß der Promenadenwall alle dreißig Schritt mit einem Posten besetzt war; und war er dann über kurz oder lang wieder eingefangen worden, was mehrentheils geschah, wenn er nicht im Stande gewesen, die Osnabrücksche oder die noch nähere Salmsche Gränze zu erreichen, weil Polizeireiter, die man nachmals Gensd'armen gegenannt hat, das ganze Land durchstreiften, und jeder Bauer, jeder Kirchspielsvogt und Schulze bei strengster Verantwortlichkeit gehalten war, auf Deserteure zu fahnden, so sah es um den Menschen, der den Willen gehabt, sich dem Sklavenjoch des preußischen Soldatenstandes zu entziehen und die Freiheit zu suchen, mehr als — übel aus. Das Standrecht verurtheilte ihn zur Strafe

des Spießruthenlaufens, der entwürdigendsten, die jemals ein menschliches Hirn ersonnen hat. Daß der Philosoph auf dem Throne sie in seinem Heere bestehen lassen konnte, erklärt sich durch die unstreitbare Thatsache, daß unter dem großen Kopf mit erhabenem Geist ein kleines Herz mit niedrigem Gefühl für Menschenwürde gewohnt hat. Diese Strafe wurde in Münster an dem verunglückten Freunde der Freiheit auf öffentlichem Platze am Neuthor vor Aller Augen vollzogen. Nur ein einziges Mal ist der Knaben-Wallfahrer unfreiwilliger Zeuge einer dieser, sich häufig erneuernder, Metzeleien gewesen; und noch heute, im reifsten Mannesalter, hört er das Jammergeschrei des unglücklichen Schlachtopfers tyrannischer Mannszucht in den Ohren klingen, als hätt' er's erst gestern gehört. Er enthält sich in seinen Erinnerungsblättern aller Besonderheiten, die derartige schmachvolle Auftritte zu begleiten pflegten.

Die Fahnenflüchtigkeit des Soldaten ist ein Verbrechen, daran ist kein Zweifel, und eben so wenig, daß es neben der Feigheit vor dem Feinde das schwerste Verbrechen des Waffenmanns ist. Die Mannszucht aber, wie sie im preußischen Heere gehandhabt wurde, und die Art und Weise, wie der gemeine Soldat von seinen Vorgesetzten be-

handelt wurde, die ihn nicht als ein menschliches Geschöpf, sondern als ein Stück Vieh ansahen, mit dem man thun und lassen könne, was man eben Lust hatte, darin lag die Ursache, daß in Münster das Verbrechen der Desertion sehr häufig vorkam. Viehisch war die Behandlung, die den Rekruten von den Unteroffizieren zu Theil wurde, welche den Befehl hatten, sie in den Grundregeln des Marschirens und der Handhabung der Waffen zu unterrichten. Der münstersche Bauer ist von Natur ungelenker, als so mancher andere seines Gleichen in anderen Gegenden Westfalens. Ganz besonders haben die Landleute, die auf dem schweren Klei- oder Lehmboden in den südlichen Strichen des Münsterlandes, gegen die Lippe hin, zu Hause sind, einen sehr schwerfälligen Gang, der aus der Beschaffenheit des Bodens, auf dem sie wohnen und den sie bearbeiten, entspringt. War nun ein Schulzen- oder Köttersssohn aus jenen Gegenden zum Soldaten ausgehoben worden und kam unter die — Fuchtel des Unteroffiziers, wie man's nannte, so hatte dieser allerdings seine große Plage mit dem Neuling, er war aber auch so unvernünftig, nicht einzusehen, daß die Ungelenkigkeit des Rekruten ihren natürlichen Grund habe, und hier Geduld mehr wirken werde, als

alles Schimpfen und Schlagen. Allein der Dienst wollte rasche, schnelle Abrichtung, und der Tanzmeister-Unteroffizier vollstreckte die Befehle seiner Oberen, er that also nur seine Pflicht. Mehr als ein Mal hat der Wallfahrer bei Spaziergängen um die Stadt, auf der Promenade zwischen dem Ludgeri- und dem Aegidithor, es mit ansehen müssen, wie Unteroffiziere vom Regiment Hacke ihre Rekruten-Zöglinge auf die furchtbarste Weise mißhandelten. Nicht genug, daß sie ihr spanisches Rohr auf dem Rücken des unglücklichen münsterschen Bauersohnes wacker umhertummeln ließen, wenn dieser in seiner Ungelenkigkeit das, was ihm im Heben des linken Fußes und dem Niedersetzen, im Schreiten und Marschiren vielleicht fünf oder sechs Mal vorgemacht worden war, zum siebenten Male noch nicht so nachmachen konnte, wie es der Lehrmeister haben wollte, sie schlugen den Armen mit dem Gewalt-Rohr vor die Schienbeine, als sollten sie zersplittern; ja, ein Mal sah der Wallfahrer einen dieser Unglücklichen unter dem ohrenzerreißendsten Jammergeheul zu Boden stürzen. Mit der Einübung des Waffengebrauchs ging es nicht besser. Die Unteroffiziere schlugen dem Rekruten die Muskete, die ihren Viertelcentner schwer sein mochte, mit aller Gewalt gegen

die Schulter, wenn er sie nicht normalmäßig angelegt hatte. Und das Alles geschah mit den entsetzlichsten Schimpfnamen, davon „infamer Bauerlümmel" noch der mildeste war, und unter den fürchterlichsten Flüchen, bei denen der Gottseibeiuns und der liebe Gott selber nicht gespart wurde, was des Bauersohnes frommes Gemüth mit Entsetzen erfüllte.

Ende des ersten Bandes.

Bayerische Staatsbibliothek München

Druck von G. Pätz in Naumburg.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Berghaus, Heinrich Karl Wilhelm,

Wallfahrt durch's Leben vom Baseler Frieden bis zur Gegenwart

Bd.: 1

Leipzig 1862

Biogr. 3203 i-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10068941-8